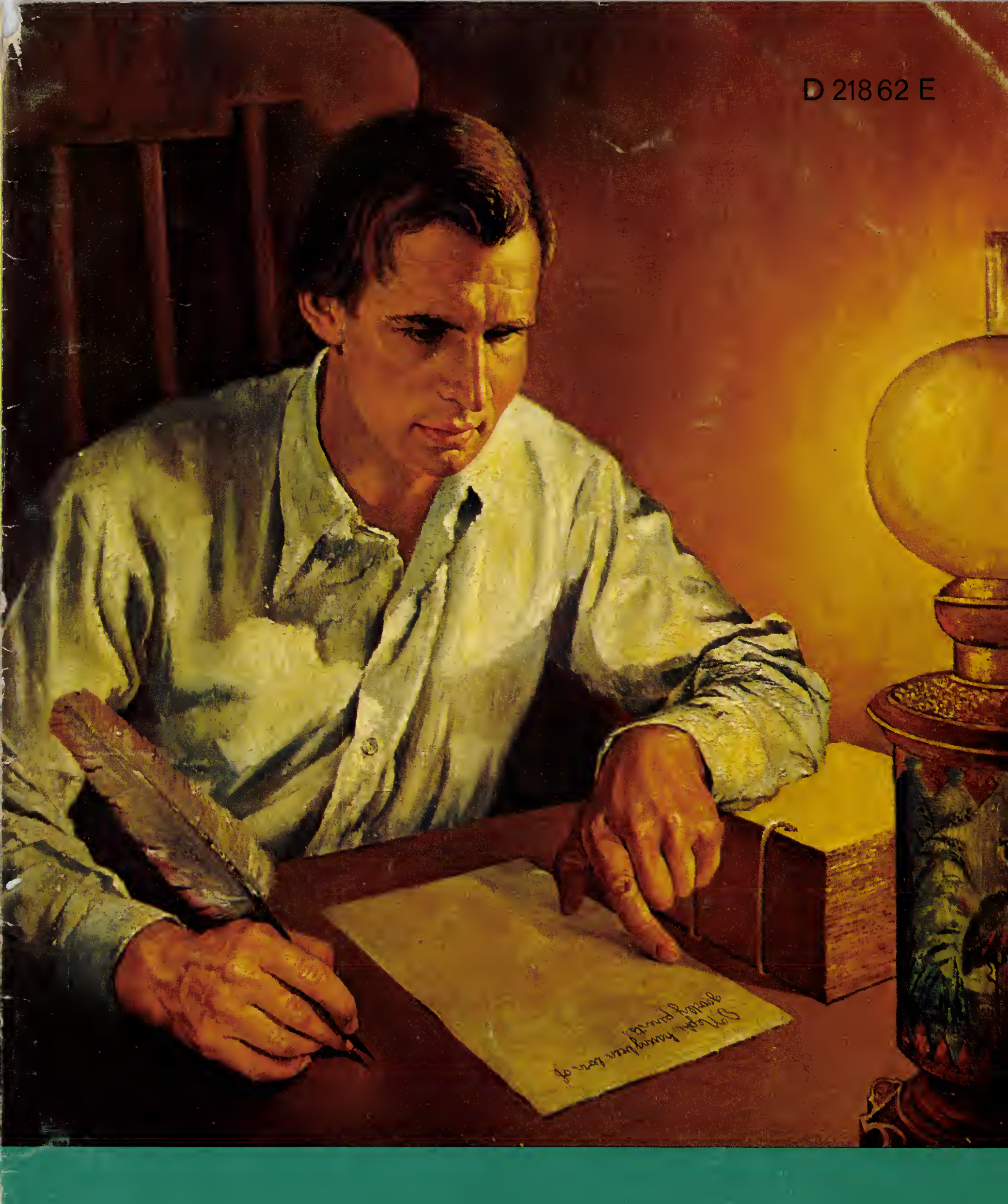


DER STERN

Nr. 12 · Dezember 1968 · 94. Jahrgang



Worte der Inspiration

VON GORDON B. HINCKLEY vom Rat der Zwölf

Ich möchte eine Bitte an alle richten, deren Aufgabe es ist, andere zu führen, an das große Heer der Lehrer und der Missionare und an die Familienoberhäupter: Sorgen Sie in allem, was Sie tun, für geistige Nahrung — nähren Sie die Seele.

Ich bin davon überzeugt, daß die Welt nach geistiger Nahrung hungert. Amos hat in alter Zeit prophezeit: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht Gott der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, es zu hören; daß sie hin und her von einem Meer zum anderen, von Norden nach Osten laufen und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden. Zu der Zeit werden die schönen Jungfrauen und die Jünglinge verschmachten vor Durst." (Amos 8:11-13)

Im Land herrscht Hunger und echter Durst — ein großer Hunger nach dem Wort des Herrn und ein ungestillter Durst nach geistigen Dingen. Es ist unsere Pflicht, und wir haben die Gelegenheit, die Seele zu nähren.

Ich bitte darum, daß wir ständig die Inspiration des Herrn und die Begleitung des heiligen Geistes erbitten, damit wir unsere Bemühungen auf einer hohen geistigen Ebene halten können. Dieses Gebet wird nicht unbeantwortet bleiben, denn es ist uns durch Offenbarung verheißen: „Gott wird euch durch seinen Heiligen Geist, ja, durch die unaussprechliche Gabe des Heiligen Geistes, eine Erkenntnis geben . . . " (LuB 121:26) ○

INHALTSVERZEICHNIS

Erklärung zum Titelbild

Obgleich jung und ungelehrt, war Joseph Smith das auserwählte Werkzeug Gottes. Der Herr hat sich seiner bedient, um das Buch Mormon zu übersetzen und das Evangelium wiederherzustellen.

Joseph Smith wurde am 23. Dezember 1805 in Sharon, Vermont, geboren; wir feiern in diesem Monat seinen 163. Geburtstag. ○

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN
DER KIRCHE JESU CHRISTI
DER HEILIGEN
DER LETZTEN TAGE
FÜR DIE DEUTSCH-
SPRACHIGEN
PFÄHLE UND MISSIONEN

Dezember 1968
94. JAHRGANG · NUMMER 12

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi
der Heiligen der Letzten Tage
Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9

Redaktion:
Thomas S. Monson
John E. Carr
Kenneth B. Dyer
Immo Luschin-Ebengreuth
Walter H. Ruf
Redaktionsassistent:
Harry Bohler

Layout:
Harry Bohler

Vertrieb und Anzeigenleitung
DER STERN,
6 Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9
Anzeigenschluß
am 5. des Vormonats

Bezugsbedingungen:
Auflage 6000. — DER STERN erscheint monatlich. — Bezugsrecht: Einzelbezug 1 Jahr DM 15,—, ½ Jahr DM 8,—, USA $ 4,— bzw. DM 16,—. Postscheckkonto Frankfurt/M. Nr. 154 (Frankfurter Bank, Sonderkonto DER STERN 3019/02) — Für die Schweiz: sfr. 16,—. Postscheckkonto Nr. V 3896 der Schweizerischen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Basel. — Für Österreich: öS 100,—, zahlbar an die Sternagenten der Gemeinden.

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main



Zur Weihnachtszeit

VON PRÄSIDENT DAVID O. McKAY

Diese Weihnachten möchte ich auf ein bestimmtes Ereignis im Leben des Heilands zurückgreifen, wo Er zu den Menschen gesprochen hat. Sie haben Seinen Worten gelauscht, doch weil sie die Bedeutung dieser geistigen Botschaft nicht verstehen konnten, haben sie sich von Ihm abgewandt. Es wird uns darüber berichtet:

> „Von da an wandten seiner Jünger viele sich ab und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm." (Joh. 6:66)

Als Er sah, wie diese Jünger sich von Ihm abwandten, sagte Er zu den Zwölfen, die bei Ihm geblieben waren: „Wollt ihr auch weggehen?"

Simon Petrus antwortete seinem Wesen getreu darauf:

> „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." (Joh. 6:68-69)

DIE GEISTIGE BEDEUTUNG DES EVANGELIUMS

Die Predigt über das Brot des Lebens folgt auf das Wunder der Speisung der Fünftausend mit einigen Broten und ein paar Fischen. Christus war ein großer Lehrer, und Er hat dieses Wunder dazu benutzt, die Menschen über die geistige Bedeutung des Evangeliums zu belehren. Sie konnten diese Bedeutung jedoch nicht verstehen, und als sie von dem Brot gegessen hatten und satt waren, gingen sie weg. Jesus wandte sich dann an die Zwölf und stellte ihnen die bereits erwähnte Frage. Später nahm Er dann die Zwölf mit sich auf einen nahen Berg und belehrte sie weiter über die geistige Bedeutung des Evangeliums; und Er fragte sie: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?" Darauf antworteten die Zwölf: „Sie sagen, du seiest Johannes der Täufer (der von Herodes enthauptet worden war); etliche aber, du seiest Elia; wieder andere, du seiest Jeremia oder der Propheten einer" — wobei sie an die Wiederkehr des Geistes dachten.

Darauf sagte Jesus zu ihnen: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" Der ungestüme Petrus ergiff wiederum das Wort, und da sie bereits mehrere Tage mit Ihm zusammen gewesen waren, antwortete er ohne Zögern: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Da erwiderte ihm Jesus: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn (Christus hat ihn hier noch nicht Petrus genannt); denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel." (Matth. 16:13-17)

DIE WELT BRAUCHT EIN ZEUGNIS

Die Welt braucht heute wohl mehr als je zuvor das Zeugnis von der Göttlichkeit des Herrn Jesus Christus.

Wir müssen uns ernsthaft bemühen, Ihm nachzufolgen, damit unser Geist ewig jung sein kann. Wenn Gedanken den Menschen äußerlich prägen, können dann nicht auch ewige Wahrheiten den ewigen Geist im Menschen formen? In der Nacht, in der Er verraten wurde, sagte der Heiland:

> „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." (Joh. 17:3)
> Und wie können wir die Lehre erkennen?
> „Wenn jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." (Joh. 7:17)

Man erlangt Weisheit, wenn man sich darum bemüht. Alle guten Dinge erfordern persönlichen Einsatz. Was zu besitzen sich lohnt, verlangt einen Teil unseres Wesens, unserer Verstandeskraft und unserer Geisteskraft —

> „Bittet, so wird euch gegeben: suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan." (Matth. 7:7)

Aber wir müssen danach suchen, wir müssen anklopfen.

Wir können nicht uns selbst, unseren Angehörigen und unseren Freunden gegenüber aufrichtig sein, ohne zugleich den Wunsch zu verspüren, mehr über diese große Wahrheit zu erfahren. Der Geist in uns legt davon Zeugnis ab, daß es in dieser Welt die Wahrheit gibt. Wir können Jesus Christus durch das ernste und aufrichtige Gebet eines demütigen Herzens finden, durch Rechtschaffenheit und indem wir Gutes tun.

WAS WÜRDEN SIE FÜR EIN ZEUGNIS GEBEN?

Im fünften Kapitel des Buches Micha nennt der Prophet Bethlehem, die Stadt Davids, als Geburtsort des Messias. Ich frage mich, ob die Hirten, welche die Offenbarung über die Geburt Christi empfangen haben, nicht an diese Prophezeiung gedacht haben, als sie des Nachts bei ihren Herden wachten und wie alle in Judäa in ihrem Herzen die Hoffnung trugen, daß der Messias bald kommen würde. Diese einfachen Männer haben von Gott eine Vision empfangen.

> „Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Laßt uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat." (Lukas 2:15)

Die Hirten haben nicht gesagt: „Ich frage mich, ob das wahr ist." Sie haben nicht gesagt: „Wir wollen gehen und sehen, ob diese Geschichte wahr ist." Sie sagten vielmehr: „Laßt uns gehen und die Geschichte sehen, die da geschehen **ist**, die uns der Herr kundgetan hat." — Sie haben die Gewißheit besessen, daß Gott Seinen Sohn offenbart hat, daß die Engel der Welt verkündet haben, daß Er, der König aller Könige und Herr aller Herren, als ein kleines Kind gekommen war — im ärmlichsten Teil dieser kleinen Stadt in Judäa.

Was würden Sie dafür geben — Sie, die Sie vielleicht diese Gewißheit nicht besitzen —, um im Herzen die gleiche Gewißheit zu haben, daß Christus geboren ist, daß Er lebt, daß Gott Seine Geburt durch Engel im Himmel verkündet hat? Alle Zweifel wären beseitigt, alle Fragen nach dem Zweck des Lebens hätten ein Ende. Das ist die wahre Bedeutung des Zeugnisses.

CHRISTUS LEBT

Wenn wir diese Weihnachten seine Geburt feiern, so hoffe ich, daß die Lehren und das Leben des Meisters uns schöner dünken, daß sie für uns notwendiger sind und mehr zu unserem Glück beitragen als je zuvor. Ich habe nie zuvor fester daran geglaubt, daß der Zweck des Erdenlebens die Vervollkommnung des Menschen ist. Ich glaube von ganzer Seele daran, daß Jesus Christus die menschliche Vollkommenheit verkörpert — Er ist der Fleisch gewordene Gott, der Heiland und Erlöser der Menschheit. Indem ich an Ihn als meinen Erlöser, Heiland und Herrn glaube, nehme ich auch Sein Evangelium als den Erlösungsplan an, als den einzigen vollkommenen Weg, durch den der Mensch Glück und Frieden erlangt. Ich meine, daß jeder einzelne Grundsatz, den Er gelehrt hat, zum Wachstum und Fortschritt und zum Glück der Menschheit beiträgt. Mir scheint jede einzelne Seiner Lehren an die wahre Lebensphilosophie zu rühren. Ich glaube von ganzem Herzen daran!

Trotz aller Enttäuschungen und entmutigenden Zuständen auf der Welt ist Weihnachten die glücklichste Zeit im Jahr. Doch wir wollen immer daran denken, daß am meisten der gesegnet ist, der alle Tage nach den Lehren und dem Vorbild Jesu Christi, unseres Herrn und Heilands, lebt, bei dessen Geburt verkündet wurde: „ . . . Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." (Lukas 2:14)

Möge der Friede unseres Vaters im Himmel Ihnen im Herzen wohnen und im Herzen aller Menschen, die sich Ihm in dieser Weihnachtszeit im Gebet und mit Lobsingen nähern. Mögen die Kranken genesen, die Betrübten getröstet und die Einsamen mit Freude erfüllt werden. Mögen die Müden Ruhe finden und die Bedürftigen gespeist werden; mögen die Zweifler Gewißheit erlangen und die Pläne böser und ränkevoller Menschen vereitelt werden. O



Das Wunder der Weihnacht

VON ÄLT. JOHN LONGDEN
Assistent des Rates der Zwölf

Ich möchte mit einer wahren Geschichte beginnen, die ich vor kurzem gehört habe. Eine junge Frau, die gerade etwas zusätzliches Geld für Weihnachten erhalten hatte, ging mit einer Freundin einkaufen. Als sie sich dem Geschäft näherten, sah sie in der Nähe einen kleinen Jungen stehen, der ihr sogleich gefiel. Als sie nach einiger Zeit wieder aus dem Geschäft herauskam, stand der Junge noch immer da, und sie ging zu ihm hin und fragte: „Wartest du auf deine Eltern?"

„Nein", antwortete er, „sie sind tot."

„Frierst du denn nicht?"

Der Junge schaute ihr in die Augen und sagte: „Nein, jetzt, wo du zu mir gesprochen hast, nicht mehr."

Sie war tief berührt und bat: „Würdest du hier warten, bis ich zurückkomme?" Dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Du wartest hier, bis ich zurückkomme." Er versprach es.

Sie ging in das Geschäft und kehrte mit warmen Kleidern für den Jungen zurück.

Er fragte: „Bist du Gottes Frau?"

„Nein, aber ich bin eines Seiner Kinder, genau wie du."

„Oh, ich wußte ja, daß du zu Ihm gehörst!"

Ja, wir gehören zu dem Christkind in der Krippe. Die junge Frau hat mit dem materiellen Geschenk zugleich einen Teil ihrer selbst verschenkt. Materielle Geschenke allein bringen noch keinen Frieden auf Erden. Dazu gehört eine bestimmte Herzens- und Geisteshaltung — der Friede auf Erden beginnt mit dir und mir, mit dem einzelnen.

Jesus hat das Evangelium der Liebe gebracht. Die Welt ehrt Ihn nicht als Entdecker, als Wissenschaftler, Künstler, Erfinder oder Staatsmann. Worin liegt Seine Größe? Sie liegt im charakterlichen oder geistigen Bereich, denn Er hat gesagt: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch." (Joh.14:27)

ER IST UNSER VORBILD

Jesus Christus gab uns das Beispiel für selbstloses Geben, als Er sich selbst für die Sünden der Welt hingab. Er folgte dem Beispiel Seines Vaters: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab . . . " (Joh. 3:17). Wir können diesen Aspekt des Gebens betonen, der nichts mit materiellen Dingen zu tun hat.

Ich möchte Henry Van Dyke zitieren:

Bist du bereit, zu vergessen, was du für andere getan hast, und statt dessen daran zu denken, was andere für dich getan haben? Bist du bereit, zu vergessen, was die Welt dir schuldet, und statt dessen daran zu denken, was du der Welt schuldest? Bist du bereit, dich niederzubeugen und die Bedürfnisse und Wünsche eines kleinen Kindes zu bedenken, an die Schwächen derer zu denken, die nicht mehr jung sind? Bist du bereit, nicht mehr danach zu fragen, wie sehr deine Freunde dich lieben, sondern dich zu fragen, ob du sie genug liebst? Bist du bereit, es einen Tag lang zu tun? Wenn du dazu bereit bist, dann kannst du Weihnachten feiern, und wenn du es einen Tag lang kannst, warum nicht immer?"

Wenn jemand einen Lichtmesser erfinden könnte, der so empfindlich ist, daß er den Schein im Antlitz der Männer, Frauen und Kinder mißt, dann würde er in der Weihnachtszeit die höchste Messung zeigen; denn in dieser Zeit strahlen die Menschen die besten Gedanken, die tiefsten Empfindungen, den besten Geist aus. Weihnachten läßt die Menschen leuchten.

Wilferd A. Peterson



EINE FRIEDENSFORMEL

Die einzig sichere Formel für Frieden und Fortschritt muß nicht erst *entdeckt* werden, sie muß nur *wiederentdeckt* werden. Sie wurde uns von dem einzigen Menschen gegeben, der die Geschichte bis ans Ende der Zeiten und ebenso von ihrem Anbeginn an überblicken konnte. Er hat sie uns vor zweitausend Jahren in einem einzigen Satz genannt:

„Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst."

(Lukas 10:25)

Bei Johannes lesen wir, daß Jesus gesagt hat:

Ein Dieb kommt nur, daß er stehle, würge und umbringe. Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen."

(Joh. 10:10)

Christus wurde in einer Zeit der Tyrannei geboren, und doch ist Er der Friedensfürst. Er ist als ein Opfer dieser Tyrannei gestorben, doch Er hat das Evangelium der Liebe, der Harmonie mit unserem Nächsten gelehrt. Er hat Versöhnlichkeit, Ruhe und Wohlwollen verkörpert. Kann es in der Welt Frieden geben ohne den Urheber des Friedens? Kann der Antichrist Frieden kennen, und kann es der ungehorsame Christ? Der Heiland hat gesagt:

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht."

(Matth. 11:28-30)

Ist das nicht die Antwort auf die Frage über Krieg oder Frieden in der Welt? Ist das nicht die Weihnachtsbotschaft?

DER WUNDERSAME GEIST DER WEIHNACHT

Wilferd A. Peterson hat dies in einem Gedanken mit dem Titel „Magic Spirit" in wunderbare Worte gefaßt:

„Wir gleichen in gewisser Weise einem Lichtschalter; denn wir selbst bestimmen, welch starken Weihnachtszauber wir ausstrahlen. Es liegt in unserer Hand, die Ideale der Weihnacht in unserem Leben ein- und auszuschalten. Wir können die unser Wesen verwandelnde Kraft der Weihnacht jederzeit nutzen, wenn wir es wollen, genauso wie die Elektrizität in unserem Heim. Wir können im Dunkel oder im Licht leben. Es liegt ganz in unserer Hand.

Die meiste Zeit im Jahr sind wir brennende Kerzen des guten Willens, der Freude und der Duldsamkeit. Die winzigen Flammen erhellen das uns umgebende Dunkel — diese Finsternis aus Böswilligkeit, Selbstsucht und Haß — nur in einem kleinen Umkreis. Zu Weihnachten aber geschieht ein Wunder! Irgendwie entdecken wir den Schalter, der die Elektrizität des Geistes einschaltet. Eine



kurze Zeit ist die Welt von Hoffnung, Liebe, Glaube, Güte und Frieden hell erleuchtet.

Warum aber greifen wir zu den Kerzen und Öllampen des Geistes, wenn wir jederzeit die geistige Elektrizität der Weihnacht zur Verfügung haben? Es ist genau so, als würden wir nur wenige Tage im Jahr elektrisches Licht und Strom benutzen und den übrigen Teil des Jahres auf die altmodischen Methoden zurückgreifen. So, wie uns der elektrische Strom das ganze Jahr über zur Verfügung steht, können wir auch den wundersamen Geist der Weihnacht 365 Tage im Jahr benutzen.

Wenn jemand einen Lichtmesser erfinden könnte, der so empfindlich ist, daß er den Schein im Antlitz der Männer, Frauen und Kinder mißt, dann würde er in der Weihnachtszeit die höchste Messung zeigen; denn in dieser Zeit strahlen die Menschen die besten Gedanken, die tiefsten Empfindungen, den besten Geist aus. Weihnachten läßt die Menschen leuchten.

Die mächtigen Dynamomaschinen, die Elektrizität erzeugen und eine Stadt mit Licht und Strom versorgen, sind das ganze Jahr über in Betrieb. Weihnachten mit seiner tiefen Bedeutung ist ein starker geistiger Dynamo. Es erzeugt Kraft, die das Licht des Geistes leuchten läßt, damit es die Welt erhellt. Die Welt wäre anders, wenn wir das ganze Jahr hindurch den wundersamen Geist der Weihnacht in uns brennen ließen. Der Schalter ist in unserem Herzen!"

EIN GLEICHNIS

Ich möchte ein Gleichnis erzählen, das nicht von Jesus stammt. Es heißt: „Warum Jesus Christus?"

Der Organist des Freiburger Münsters hat einmal folgende Geschichte erzählt: Er saß eines Tages an der Orgel und spielte, und während er spielte, kam ein Fremder herein und stellte sich hinter ihn. Nach einer halben Stunde sagte der Fremde: „Darf ich einmal spielen?" Doch der Organist lehnte seine Bitte ab. Dennoch wartete der Fremde weiter. Ab und zu wiederholte er seine Bitte, und schließlich gab der Organist widerwillig nach.

Der Fremde setzte sich auf die Orgelbank und blickte einen Augenblick auf das Manual. Dann begann er zu spielen, und augenblicklich entströmte den Orgelpfeifen eine so gewaltige Musik wie nie zuvor. Sie erfüllte den ganzen Dom, schwebte unter der verzweigten Decke und erweckte die schlafenden Engel; die steinernen Pfeiler jauchzten vor Freude. Der Organist war überwältigt. Er faßte den Fremden an den Schultern; und als die Melodie verklang, fragte er: „Wer sind Sie?"

„Ich bin Felix Mendelssohn", entgegnete der Fremde.

„Man stelle sich nur vor", sagte der Organist, „bald hätte ich es Mendelssohn verweigert, auf meiner Orgel zu spielen."

Es ist ein Gleichnis. Wenn wir wollen, daß das Leben Jesu in unserem Leben Harmonie erzeugt, dann müssen wir den Meister spielen lassen. Er kann unserem Leben mehr Musik entlocken als wir selbst. Ein ehrbares und anständiges Leben kann so verwandelt werden, daß es eine himmlische Harmonie erzeugt. Ich frage mich, wie viele von uns am Ende des Erdenlebens sagen müssen: „Ich habe mich geweigert, Jesus auf dem Manual meines Lebens spielen zu lassen!"

WEIHNACHTSGRUSS AUS DEM JAHR 1513

Ich möchte mit einem Weihnachtsgruß schließen, der vor 400 Jahren, im Jahr 1513 geschrieben wurde und den Robert Updegraff aus Scarsdale, New York, entdeckt hat. Ich bin sicher, daß dieser Weihnachtsgruß von Fra Giovanni auch Sie inspirieren wird, so wie er mich inspiriert hat:

Ich grüße euch! Ich kann euch nichts geben, was ihr nicht schon besitzt; doch es gibt viel, was ihr annehmen könnt, obgleich ich es euch nicht geben kann.

Wir können keinen Himmel auf Erden haben, solange unser Herz nicht in ihm Ruhe findet. Nehmt den Himmel.

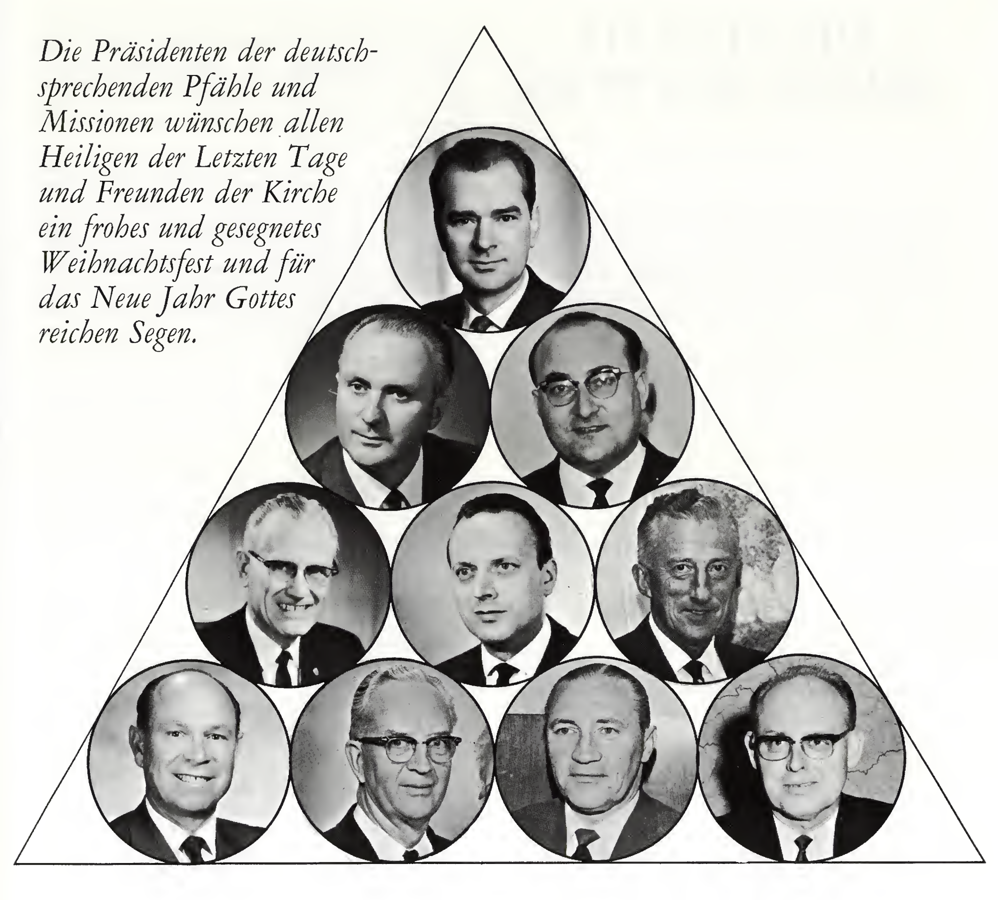
In der Zukunft ist kein Friede zu finden, den nicht schon die Gegenwart in sich birgt. Nehmt den Frieden.

Das Dunkel der Welt ist nur ein Schatten; dahinter, jedoch in Armeslänge, liegt die Freude. Nehmt die Freude.

Und so grüße ich euch zu dieser Weihnachtszeit mit dem Gebet, daß heut und alle Tage für euch der Tag anbreche und die Schatten fliehen. ○



Die Präsidenten der deutschsprechenden Pfähle und Missionen wünschen allen Heiligen der Letzten Tage und Freunden der Kirche ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest und für das Neue Jahr Gottes reichen Segen.



Präsident
Orville C. Günther
Süddeutsche Mission

Präsident
M. Elmer Christensen
Schweiz. Mission

Präsident
Stanley D. Rees
Norddeutsche Mission

Präsident
Arthur R. Watkins
Österreichische Mission

Präsident
Horace P. Beesley
Zentraldeutsche Mission

Präsident
Rudi Horst Seehagen
Berliner Pfahl

Präsident
Winfield Q. Cannon
Westdeutsche Mission

Präsident
Hermann Mössner
Stuttgarter Pfahl

Präsident
Michael Panitsch
Hamburger Pfahl

Präsident
Wilhelm F. Lauener
Schweizer Pfahl

DIE FLUCHT NACH ÄGYPTEN

Von SELMA LAGERLÖF

Fern in einer der Wüsten des Morgenlandes wuchs vor vielen, vielen Jahren eine Palme, die ungeheuer alt und ungeheuer hoch war. Alle, die durch die Wüste zogen, mußten stehenbleiben und sie betrachten; denn sie war viel größer als andere Palmen, und man pflegte von ihr zu sagen, daß sie sicherlich höher werden würde als Obelisken und Pyramiden.

Wie nun diese große Palme in ihrer Einsamkeit dastand und hinaus über die Wüste schaute, sah sie eines Tages etwas, was sie dazu brachte, ihre gewaltige Blätterkrone vor Staunen auf dem schmalen Stamme hin- und herzuwiegen. Dort am Wüstenrande kamen zwei einsame Menschen herangewandert. Sie waren noch in der Entfernung, in der Kamele so klein wie Ameisen erscheinen; aber es waren sicherlich zwei Menschen. Zwei, die Fremdlinge in der Wüste waren; denn die Palme kannte das Wüstenvolk; ein Mann und Weib, die weder Wegweiser noch Lasttiere hatten, weder Zelte noch Wassersäcke.

„Wahrlich", sagte die Palme zu sich selbst, „diese beiden sind hergekommen, um zu sterben."

Die Palme warf rasche Blicke um sich. „Es wundert mich", fuhr sie fort, „daß die Löwen nicht schon zur Stelle sind, um diese Beute zu erjagen. Aber ich sehe keinen einzigen in Bewegung. Auch keinen Räuber der Wüste sehe ich. Aber sie kommen wohl noch."

„Ihrer harret ein siebenfältiger Tod", dachte die Palme weiter. „Die Löwen werden sie verschlingen, die Schlangen sie stechen, der Durst sie vertrocknen, der Sandsturm sie begraben, die Räuber werden sie fällen, der Sonnenstich wird sie verbrennen, die Furcht sie vernichten." Und sie versuchte, an etwas anderes zu denken. Dieser Menschen Schicksal stimmte sie wehmütig.

Aber im ganzen Umkreis der Wüste, die unter der Palme ausgebreitet lag, fand sie nichts, was sie nicht schon seit Tausenden von Jahren gekannt und betrachtet hätte. Nichts konnte ihre Aufmerksamkeit fesseln. Sie mußte wieder an die beiden Wanderer denken.

„Bei der Dürre und dem Sturme!" sagte sie, des Lebens gefährlichste Feinde anrufend, „was ist es, was dieses Weib auf dem Arme trägt? Ich glaube gar, diese Toren führen auch ein kleines Kind mit sich." Die Palme, die weitsichtig war, wie es die Alten zu sein pflegen, sah wirklich richtig. Die Frau trug auf dem Arme ein Kind, das den Kopf an ihre Schulter gelehnt hatte und schlief.

„Das Kind ist nicht einmal hinlänglich bekleidet", fuhr die Palme fort. „Ich sehe, daß die Mutter ihren Rock aufgehoben und es damit eingehüllt hat. Sie hat es in großer Hast aus seinem Bette gerissen und ist mit ihm fortgestürzt. Jetzt verstehe ich alles: Diese Menschen sind Flüchtlinge —." „Aber dennoch sind sie Toren", fuhr die Palme fort. „Wenn nicht ein Engel sie beschützt, hätten sie lieber die Feinde ihr Schlimmstes tun lassen sollen, statt sich hinaus in die Wüste zu begeben.«

„Ich kann mir denken, wie alles zugegangen ist. Der Mann stand bei der Arbeit, das Kind schlief in der Wiege, die Frau war ausgegangen, um Wasser zu holen. Als sie zwei Schritte vor die Tür gemacht hatte, sah sie die Feinde angestürmt kommen. Sie ist zurückgestürzt, sie hat das Kind an sich gerissen, dem Manne zugerufen, er solle ihr folgen, und ist aufgebrochen. Dann sind sie tagelang auf der Flucht gewesen, sie haben ganz gewiß keinen Augenblick geruht. Ja, so ist es gegangen; aber ich sage dennoch, wenn nicht ein Engel sie beschützt —."

„Sie sind so erschrocken, daß sie weder Müdigkeit noch andere Leiden fühlen können; aber ich sehe, wie der Durst aus ihren Augen leuchtet. Ich kenne doch wohl das Gesicht eines dürstenden Menschen."

Und als die Palme an den Durst dachte, ging ein krampfhaftes Zucken durch ihren langen Stamm, und die zahllosen Spitzen ihrer langen Blätter rollten sich zusammen, als würden sie über ein Feuer gehalten. „Wäre ich ein Mensch", sagte sie, „ich würde mich nie in die Wüste hinaus wagen.

Der ist gar mutig, der sich hierher wagt, ohne Wurzeln zu haben, die hinunter zu den niemals versiegenden Wasseradern dringen. Hier kann es gefährlich sein, selbst für Palmen. Selbst für eine solche Palme wie mich."

„Wenn ich ihnen raten könnte, ich würde sie bitten, umzukehren. Ihre Feinde können niemals so grausam gegen sie sein wie die Wüste. Vielleicht glauben sie, daß es leicht sei, in der Wüste zu leben. Aber ich weiß, daß es selbst mir zuweilen schwergefallen ist, am Leben zu bleiben. Ich weiß noch, wie einmal in meiner Jugend ein Sturmwind einen ganzen Berg von Sand über mich schüttete. Ich war nahe daran, zu ersticken. Wenn ich hätte sterben können, wäre dies meine letzte Stunde gewesen." Die Palme fuhr fort, laut zu denken, wie alte Einsiedler zu tun pflegen. „Ich höre ein wunderbar melodisches Rauschen durch meine Krone eilen", sagte sie.

„Die Spitzen aller meiner Blätter müssen in Schwingungen beben. Ich weiß nicht, was mich beim Anblick dieser armen Fremdlinge durchfährt. Aber dieses betrübte Weib ist schön. Sie bringt mir das Wunderbarste, das ich erlebt, wieder in Erinnerung." Und während die Blätter fortfuhren, sich in einer rauschenden Melodie zu regen, dachte die Palme daran, wie einmal, vor sehr langer Zeit, zwei strahlende Menschen Gäste der Oase gewesen waren. Es war die Königin von Saba, die hierher gekommen war, mit ihr der weise Salomo. Die schöne Königin wollte wieder heimkehren in ihr Land, der König hatte sie ein Stück Wegs geleitet, und nun wollten sie sich trennen. — „Zur Erinnerung an diese Stunde", sagte da die Königin, „pflanze ich einen Dattelkern in

die Erde, und ich will, daß daraus eine Palme werde, die wachsen und leben soll, bis im Lande Juda ein König ersteht, der größer ist als Salomo." Und als sie dieses gesagt hatte, senkte sie den Kern in die Erde, und ihre Tränen netzten ihn.

„Woher mag es kommen, daß ich just heute daran denke?" fragte die Palme. „Sollte diese Frau so schön sein, daß sie mich an die herrlichste der Königinnen erinnert, an sie, auf deren Wort ich erwachsen bin und gelebt habe bis zum heutigen Tage?"

„Ich höre meine Blätter immer stärker rauschen", sagte die Palme, „und es klingt wehmütig wie ein Totengesang. Es ist, als weissagten sie, daß jemand bald aus dem Leben scheiden müsse. Es ist gut zu wissen, daß es nicht mir gilt, da ich nicht sterben kann."

Die Palme nahm an, daß das Todesrauschen in ihren Blättern den beiden einsamen Wanderern gelten müsse. Sicherlich glaubten auch diese selbst, daß ihre letzte Stunde nahte. Man sah es an dem Ausdruck ihrer Züge, als sie an einem der Kamelskelette vorüberwanderten, die den Weg umgrenzten. Man sah es an den Blicken, die sie ein paar vorüberfliegenden Geiern nachsandten. Es konnte ja nicht anders sein. Sie waren verloren. Sie hatten die Palme und die Oase erblickt und eilten nun darauf zu, um Wasser zu finden. Aber als sie endlich herankamen, sanken sie in Verzweiflung zusammen, denn die Quelle war ausgetrocknet. Das ermattete Weib legte das Kind nieder und setzte sich weinend an den Rand der Quelle. Der Mann warf sich neben ihr hin; er hämmerte mit beiden Fäusten auf die Erde. Die Palme hörte, wie sie miteinander sprachen davon, daß sie sterben müßten.

Sie hörte auch aus ihren Reden, daß König Herodes alle Kindlein im Alter von zwei und drei Jahren hatte töten lassen, aus Furcht, daß der große erwartete König der Juden geboren sein könnte.

„Es rauscht immer mächtiger in meinen Blättern", dachte die Palme. „Diesen armen Flüchtlingen schlägt bald ihr letztes Stündlein."

Sie vernahm auch, daß die beiden die Wüste fürchteten. Der Mann sagte, es wäre besser gewesen, zu bleiben und mit den Kriegsknechten zu kämpfen, statt zu fliehen. Sie hätten so einen leichteren Tod gefunden.

„Gott wird uns beistehen", sagte die Frau.

„Wir sind einsam unter Raubtieren und Schlangen", sagte der Mann. „Wir haben nicht Speise und Trank. Wie sollte Gott uns beistehen können?"

Er zerriß seine Kleider vor Verzweiflung und drückte sein Gesicht auf den Boden. Er war hoffnungslos, wie ein Mann mit einer Todeswunde im Herzen.

Die Frau saß aufrecht, die Hände über den Knien gefaltet. Doch die Blicke, die sie über die Wüste warf, sprachen von einer Trostlosigkeit ohne Grenzen. Die Palme hörte, wie das wehmütige Rauschen in ihren Blättern immer stärker wurde. Die Frau mußte es auch gehört haben; denn sie hob die Augen zur Baumkrone auf. Zugleich erhob sie unwillkürlich ihre Arme und Hände.

„O, Datteln, Datteln!" rief sie.

Es lag so große Sehnsucht in der Stimme, daß die alte Palme wünschte, sie wäre nicht höher als der Ginsterbusch und ihre Datteln so leicht erreichbar wie die Hagebutten des Dornenstrauchs. Sie wußte wohl, daß ihre Krone voll von Dattelbüschen hing; aber wie sollten wohl Menschen zu so schwindelnder Höhe hinaufreichen? Der Mann hatte schon gesehen, wie unerreichbar hoch die Datteln hingen. Er hob nicht einmal den Kopf. Er bat nur die Frau, sich nicht nach dem Unmöglichen zu sehnen.

Aber das Kind, das für sich selbst umhergetrippelt war und mit Hälmchen und Gräsern gespielt hatte, hatte den Ausruf der Mutter gehört. Der Kleine konnte sich wohl denken, daß seine Mutter nicht alles bekommen könnte, was sie sich wünschte. Sowie man von Datteln sprach, begann er den Baum anzugucken. Er sann und grübelte, wie er die Datteln herunterbekommen sollte. Seine Stirn legte sich beinah in Falten unter dem hellen Gelock. Endlich huschte ein Lächeln über sein Antlitz. Er hatte das Mittel herausgefunden. Er ging auf die Palme zu und streichelte sie mit seiner kleinen Hand und sagte mit einer süßen Kinderstimme:

„Palme, beuge dich! Palme, beuge dich!"

Aber, was war das nur? Was war das? Die Palmenblätter rauschten, als wäre ein Orkan durch sie gefahren, und den langen Palmenstamm hinauf lief Schauer um Schauer. Und die Palme fühlte, daß der Kleine Macht über sie hatte, sie konnte ihm nicht widerstehen.

Und sie beugte sich mit ihrem hohen Stamme vor dem Kinde, wie Menschen sich vor Fürsten beugen. In einem gewaltigen Bogen senkte sie sich zur Erde und kam endlich so tief hinunter, daß die Krone mit den bebenden Blättern den Wüstensand fegte.

Das Kind schien weder erschrocken noch erstaunt zu sein, sondern mit einem Freudenruf kam es und pflückte Traube um Traube aus der Krone der alten Palme.

Als das Kind genug genommen hatte und der Baum noch immer auf der Erde lag, ging es wieder heran und liebkoste ihn und sagte mit der holdesten Stimme:

„Palme, erhebe dich! Palme, erhebe dich!"

Und der große Baum erhob sich still und ehrfürchtig auf seinem biegsamen Stamm, indes die Blätter gleich Harfen spielten.

„Jetzt weiß ich, für wen sie die Todesmelodie spielen," sagte die alte Palme zu sich selbst, als sie wieder aufrecht stand. „Nicht für einen von diesen Menschen."

Aber der Mann und das Weib lagen auf den Knien und lobten Gott. „Du hast unsere Angst gesehen und sie von uns genommen. Du bist der Starke, der den Stamm der Palme beugt wie schwankes Rohr. Vor welchem Feinde sollten wir erbeben, wenn deine Stärke uns schützt?"

Als die nächste Karawane durch die Wüste zog, sahen die Reisenden, daß die Blätterkrone der großen alten Palme verwelkt war.

„Wie kann das zugehen", sagte ein Wanderer. „Diese Palme sollte ja nicht sterben, bevor sie einen König gesehen hätte, der größer wäre als Salomo."

„Vielleicht hat sie ihn gesehen", antwortete ein anderer von den Wüstenfahrern. O

DU SOLLST LIEBEN

– dich selbst!

VON LOWELL L. BENNION

Zehn junge Menschen wurden in einer Klasse ihres Pfahles aufgefordert, eine ihrer Charaktereigenschaften zu nennen, die entweder überwunden oder verbessert werden sollte. Etwas stockend begannen sie nun über ihre Eigenschaften zu sprechen, wie Unentschlossenheit, Neidgefühle, Ungeduld, Selbstsucht, Mangel an Selbstvertrauen, Jähzorn oder verletzende Worte.

Die gleiche Gruppe wurde anschließend aufgefordert, andere ihrer Charaktereigenschaften zu nennen, worauf jeder einzelne wirklich stolz wäre und die ihn glücklich machten. Plötzlich waren sie verwirrt und suchten nach Ausflüchten. Man mußte ihnen erst längere Zeit gut zureden, bis sie sich bereit fanden, auch über ihre guten Eigenschaften nachzudenken.

Dieser Versuch wurde mit vielen anderen Gruppen wiederholt, jedesmal mit dem gleichen Ergebnis. Die Menschen sind sich ihrer Unzulänglichkeit wohl bewußt und leben mit ihren Schwächen und Sünden, doch gewahren sie nur selten ihre Stärken und Tugenden. Kürzlich wurde bei einem GFV-Treffen mehreren Jungen und Mädchen die Aufgabe gestellt: „Jeder von euch gibt nun einen Grund an, warum er glücklich ist, ein Mensch zu sein." Einer antwortete: „Ich habe noch nie darüber nachgedacht." Wieder war es so, daß man ihnen zuerst die Hemmungen nehmen und sie richtig anpacken mußte, ehe sie nachdachten über die Möglichkeiten ihres Geistes, ihres Herzens, ihrer Hände und Sinne und über ihre Seele ... die Seele eines menschlichen Wesens.

Jeder, der sich mit jungen Menschen beschäftigt, weiß, daß viele von ihnen sich selbst unterschätzen. Sie lassen den Kopf hängen. Minderwertigkeitsgefühle scheinen der Kern allen Kummers bei den Menschen zu sein — sowohl als Ursache, wie auch als Begleiterscheinung.

Selbst bei einem ungezogenen Prahler oder Angeber, der als Egoist ersten Ranges erscheint, wird man bei näherer Bekanntschaft merken, daß er sich im Grunde genommen genauso klein fühlt wie ein stiller, scheuer Mensch, der sich am liebsten in einen Winkel zurückzieht. Diese Erscheinung ist so allgemein, daß es scheint, als ob es keine Egoisten auf der Welt gäbe, sondern daß es nur so aussieht.

Wer die menschliche Natur kennt, ist überzeugt, daß Selbstbewußtsein oder das Gefühl für den eigenen Wert eine grundlegende geistige Notwendigkeit jedes menschlichen Wesens ist. Eine andere dringende Notwendigkeit ist das Bedürfnis, zu den andern zu gehören, von ihnen geachtet und geliebt zu werden. Der Mensch, der sich seiner selbst und der Achtung andrer sicher ist, wird sich des Lebens freuen. Eins ist so wichtig wie das andre.

Es gibt keine Flucht vor sich selbst. Man kann Gott leugnen oder sich von andern fernhalten, aber keiner kann vor sich selbst fliehen. Nur ein Geisteskranker, der sich von der Wirklichkeit zurückzieht und in einer unwirklichen Welt lebt, kann das: der Schizophrene. Man kann sich wohl in hohem Grad sein Selbstbild zurechtbiegen, sich dieses oder jenes einbilden und drehen, wie man es will, aber wie es auch ausfällt, man muß damit leben.

Jesus mit Seinem Verständnis für die menschliche Natur weist darauf hin, daß jeder Mensch in den Augen Gottes seinen Wert hat; genauso betont Er die Notwendigkeit der Selbstachtung und der Achtung vor dem Nächsten. Er hatte eine wundervolle Art, die breite Masse und auch die Sünder an sich zu ziehen. Sie begannen nach ihrem eigenen Wert und nach der Erlösung von Schuld und Verworfenheit zu suchen. Christus verstand es, ihnen wieder Selbstachtung zu schenken. Viele hörten Ihn sagen — und zweifellos glaubten sie auch Seinen Worten —: „Gehe hin und sündige nicht mehr" oder „deine Sünden sind dir vergeben, dein Glaube hat dich geheilt."

Durch die Selbstachtung empfinden wir Freude an uns, sie dient unserer geistigen Gesundheit und hilft uns, die wertvollen Grundsätze des Evangeliums zu verwirklichen. Ein Mensch, der sich selbst haßt, ist nicht in der Lage, seinen Nächsten zu lieben. Er fürchtet sich, aus sich herauszugehen und wird die Fehler seines Nächsten benutzen, um sein eigenes Ich zu stärken. Da er seine eigene Unzulänglichkeit empfindet, wird er wahrscheinlich versuchen, seinen Nächsten durch Geschwätz und Kritik auf sein eigenes Niveau herabzuziehen.

Wer keine Selbstachtung besitzt, ist unglücklich. Er kann nicht sanftmütig, demütig und aufrichtig sein. Ein solcher Mensch hat große Schwierigkeiten, objektiv zu sein, sich auf seine Studien zu konzentrieren und Wissen über das Wirkliche in sich selbst zu erlangen.

Ähnlich und besonders tragisch ist es, daß ein Mensch ohne Selbstvertrauen sich Gott entfremdet fühlt.

„Wie kann man von Gott geliebt werden, wenn man sich selbst haßt?" argumentiert er. Und selbst wenn man ihm erklären könnte, daß Gottes Liebe konstant, unteilbar und auch unverdient ist, so würde er sie doch nicht fühlen.

In der denkwürdigen Zusammenfassung aller Gesetze durch den Heiland sind zwei Gebote enthalten, die einander bedingen: die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten. Er ermahnte uns, als Er die mosaische Lehre wiederholte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Nur Seine Gedanken zu „Liebe dich selbst!" hat Er uns nicht erläutert. Wie dem auch sei — wahrscheinlich nahm Er es als selbstverständlich an, oder Er bestätigte es in der Ermahnung, den Nächsten „wie sich selbst" zu lieben.

Nachdem der Wunsch nach Selbstbewußtsein so groß ist, ist es um so tragischer, daß viele Menschen sich selbst unterschätzen. Man kommt zwangsläufig zur Frage: „Warum?" Die menschliche Natur ist außerordentlich vielschichtig und wird nur wenig verstanden. Die folgenden Anregungen können daher nur als Versuch gewertet werden, obwohl sie aus Überzeugung geschrieben worden sind.

Der Mensch ist von Natur aus moralisch veranlagt. Er handelt nicht nur, sondern er kann auch gute und schlechte Handlungsweise abschätzen. Der Mensch ist ein Träumer, ein Idealist und manchmal unzufrieden mit dem, was er ist. Er neigt dazu, das, was er ist, mit dem, was er gerne sein möchte, zu vergleichen. Fehler, Sünden und Schuldgefühle bedrücken ihn.

Ein zweiter Grund für Selbstunterschätzung mag in der Unfähigkeit vieler Menschen liegen, sich in diesem verwirrten Zeitalter angemessen und sinnvoll auszudrücken. Das Leben ist nur solange bedeutungsvoll, wie es sinnvoll ist. Wenn Menschen kein Ziel finden, dem sie folgen können, und nur ihre menschlichen Bedürfnisse und Sehnsüchte befriedigen, bleibt ihr Leben unerfüllt. Sie fühlen sich nutzlos und wertlos.

Drittens verwechseln manche Menschen Demut mit Herabwürdigung. Sie entschuldigen sich ständig, fühlen sich unwürdig und unfähig und sind nachgiebig; sie halten sich dadurch für religiös. Die Worte des Heilands, daß die Letzten in seinem Königreich die Ersten sein werden und der Geringste der Größte sein soll, werden manchmal so ausgelegt, daß man sich zuerst selbst verwerfen muß, um von Gott anerkannt zu werden. Diese Ansicht ist aber eine Verdrehung der Begriffe von Sanftmut und Demut. Sanftmut bedeutet höchste Selbstkontrolle, die Befreiung von Selbstbemitleidung, Lebensangst und Minderwertigkeitsgefühlen. Der Begriff Demut schließt Selbstachtung ein und den freien Willen, zu lernen und sich im Einklang zu fühlen mit seinem Nächsten und mit Gott. Wahre Demut und Sanftmut sind nicht unvereinbar mit dem Selbstbewußtsein, sondern sogar Früchte einer solchen Erkenntnis.

Die Notwendigkeit, sich selbst richtig einzuschätzen, ist so groß, daß wir — oft ganz unbewußt — jede Möglichkeit ausnutzen, um dieses Gefühl zu erlangen. Ähnlich ist das Streben nach materiellem Besitz, das weit über die tatsächlichen Bedürfnisse hinausgeht. Frauen füllen ihre Schränke mit Kleidern, damit sie „was zum Anziehen" haben. Warum? Bestimmt nicht, um sich warm und bequem zu kleiden, sondern nur um die Aufmerksamkeit andrer auf sich zu lenken. Männer wiederum kaufen neue und große Autos. Warum? Sicher nicht nur, um schnell, sicher oder bequem zu fahren, sondern um angesehen zu sein. Männer und Frauen bauen sich gemeinsam ein Haus, dessen Ausmaße in keinem Verhältnis zur benötigten Wohnung stehen. Warum? Geschieht es nicht deshalb, um andern mit greifbaren und sichtbaren Dingen zu imponieren? Kann es nicht sein, daß unsere Gier nach Luxus nur der Armut unserer Seele entspringt?

Ein schneller, scheinbar leichter, aber trügerischer Weg, Eindruck zu machen, besteht darin, andre herabzuwürdigen, besonders solche, die wir beneiden und die über manch höhere menschliche Qualität verfügen und die eine bessere Stellung als wir selbst bekleiden. Verleumdung und Kritik an andern kommt aus dem Wunsch, die Menschen auf das Niveau herabzuziehen, auf dem wir selbst uns befinden. Es ist auch viel einfacher, andre herabzuziehen, als zu ihrem Niveau aufzusteigen. Und in unseren verzweifelten Anstrengungen, selbst wertgeschätzt zu sein, tun wir das auch. Demzufolge schiebt ein Mensch, der nicht in der Lage ist, seine eigene Unzulänglichkeit zu sehen und sie sich einzugestehen, immer die Ursache auf andre. Ein Student, der keinen Fortschritt aufweist, macht den Lehrer dafür verantwortlich. Der mißratene Sohn gibt die Schuld seiner Mutter.

Autoritäres Befehlen — diese Gewohnheit, „ungerecht Herrschaft auszuüben", wie es so treffend in „Lehre und Bündnisse" 121:34-46 beschrieben ist — hat seine Ursache im Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit derer, die ein klein wenig Autorität besitzen. Dies ist das Merkmal kleinlicher Menschen, die sich in ihrer Stellung weder wohl noch sicher fühlen. Um sich von ihrem eigenen Wert zu überzeugen, müssen sie prahlen, befehlen und andre unterdrücken. Im umgekehrten Fall, also bei einem Menschen, der mit sich selbst im Einklang ist, der seine Mitmenschen liebt und wahrhaftig demütig ist, gibt es einfach keine Notwendigkeit, andre zu drükken oder seinen Untergebenen und Kollegen gegenüber auf dem hohen Roß zu sitzen.

Wir haben nun erkannt, wie oft es vorkommt, daß Menschen sich selbst unterschätzen, und wie wichtig daher Selbstbewußtsein ist. Wir haben erkannt, daß der Mensch als Kind Gottes und als Jünger Christi allen Grund hat, sich selbst anzuerkennen. Er tut es aber nur selten. Beladen mit Fehlern, Sünden und Schuldgefühlen verachtet er sich. Aber da es ihm unmöglich ist, ohne Selbstachtung zu leben, greift er nach jedem Strohhalm, der ihm hilft, sein Selbstbewußtsein zu heben. Er häuft Güter an, um von den Mitmenschen anerkannt zu werden. Er klatscht und spricht schlecht über andre. Er imitiert Hitler und Napoleon — eines geringen und kurzfristigen Erfolges wegen.

Wie, so fragen wir uns, kann ein Mensch das eigene Wertgefühl auf solider Grundlage aufbauen? Wie können

wir als Kirchenarbeiter, Lehrer und Führer der Jugend helfen, ihren eigenen Wert zu erkennen, damit sie sich nicht selbst vernichtet in ihrem vergeblichen Bemühen, wichtig zu erscheinen? Trinken, Rauchen, leichtsinniges Autofahren und Stehlen sind die häufigsten der vergeblichen Bemühungen Jugendlicher, sich wichtig zu fühlen.

Der Mensch ist mehr als ein Tier. Sein Ich wird durch bloßes Handeln allein nicht voll entwickelt. Er muß zu ausgesprochen menschlichen Bestrebungen veranlaßt werden. Er besitzt einen Geist, der danach strebt, sich zu vervollkommnen. Seine Einfühlungsfähigkeit ist groß. Er muß lieben und geliebt werden. Er ist ein Idealist; seine Augen blicken auf zu den Sternen. Er ist ein Träumer; er blickt zum Mond. Er besitzt ein Gedächtnis, Vorstellungsvermögen und die Kraft der Überzeugung.

Wer seinen eigenen Wert erkennen will, muß ein ausgesprochen menschliches Leben führen — er muß denken, dienen, glauben, zu jemandem gehören, schaffen, lachen und weinen. Was bedeutet das alles für die Führer der Jugend, die ihr helfen sollen, zu sich selbst zu finden? Wir wollen einige Bedürfnisse der Jugend aufzeigen, die sie den eigenen Wert erkennen lassen.

1. Der junge Mensch braucht Liebe. Er braucht Anerkennung, so wie er ist — nicht wie er sein kann oder sein soll. Irgendwie muß er seinen eigenen Wert und seine Kräfte fühlen, bevor er richtig gut und stark sein kann. Der Jugendliche braucht Freunde, wirkliche Freunde. Junge Menschen müssen zu einer Gruppe von Gleichgesinnten gehören, von denen sie geliebt und geachtet werden. Sie müssen tätige Mitglieder einer solchen Gruppe sein, gemeinsam arbeiten und gleiche Ziele haben. Es genügt nicht, daß man in dieselbe Schulklasse geht, zusammen Ausflüge macht und gemeinsam die Sonntagsschule besucht. Die Jugend braucht reiche und eindrucksvolle Erfahrungen im sozialen und geistigen Bereich, auch bei der Arbeit und Unterhaltung, und zwar regelmäßig.

2. Der Jugendliche braucht schöpferisches Erleben. Es gibt unzählige Möglichkeiten dafür. Etwas Spaß ist immer wertvoll in stürmischen und aufregenden Tagen. Aber das Erlebnis soll über das Vergnügen hinausgehen. Der Geist des Jugendlichen hungert nach neuen Erlebnissen. Es tut not, immer neue Ideen zu vermitteln, ihm Anregungen und Hinweise zu geben, sowohl in der Schule wie in der Kirche und daheim. Jedesmal, wenn sich ein Lehrer vorbereitet, soll er sich die Frage vorlegen: „Welche neue Idee werden meine Schüler heute durch den Unterricht gewinnen?"

3. Der Jugendliche braucht den Erfolg seiner eigenen Leistung. Jeder Junge braucht etwas, wodurch er sich hervortun kann. Anerkennung, Komplimente, Schmeicheleien sind nur Seifenblasen, wenn er dabei nicht sein eigenes Können und seine eigene Kraft wirklich wachsen fühlt. Für junge Menschen ist es notwendig, regelmäßig zu spielen, zu arbeiten, zu diskutieren, zu musizieren, sich mit schönen Dingen zu beschäftigen, zu singen und den Bedürftigen zu helfen. Sie brauchen Verantwortung. Sie brauchen schwierige Aufgaben, die sie lösen, um ihre Kraft daran zu messen, ihren Mut, ihre Ausdauer und ihre Begabung.

Die Jugend braucht nicht verzärtelt oder verhätschelt werden. Vielmehr braucht sie große Aufgaben, um sich daran messen zu können. Ein Junge sehnt sich danach, als Erwachsener zu gelten. Er hat körperliche, geistige und seelische Eigenschaften, die genutzt werden müssen. Sie machen sein Ich aus, das er finden will.

4. Der Jugendliche muß Buße tun können. Wahrscheinlich zerstört nichts das Gefühl des eigenen Wertes mehr als das Schuldbewußtsein, das aus Sünde entspringt. Kein Jugendlicher wächst auf, ohne etwas falsch zu machen oder etwas zu tun, was als schlecht bezeichnet wird. Die Kenntnis dieser Schuld, die zwischen Handlung und Ideal liegt, zerstört ihm das Selbstbewußtsein und entfremdet ihn den Idealen.

Buße ist sehr schwer zu erlernen. Man soll viel Aufmerksamkeit darauf richten, dem Jugendlichen zur Buße zu helfen. Wir dürfen nicht versuchen, seine Sünden zu bagatellisieren oder als unwichtig hinzustellen. Anderseits müssen wir aber zwischen Sünde und Sünder unterscheiden können. Das bedeutet, dem Jugendlichen klarzumachen, daß wir ihn auch dann respektieren, wenn er einmal falsch gehandelt hat. Das können wir aber nur, wenn wir ihn wirklich lieben. Junge Menschen wachsen schließlich in die Erwartungen, die wir an sie stellen, hinein; also müssen wir ihnen Vertrauen schenken. Wenn wir Buße predigen, müssen wir auch von Vergebung sprechen und ihnen verständlich machen, daß diese beiden Grundsätze Hand in Hand gehen. Schließlich müssen wir einem Jungen, der entmutigt ist, helfen, indem wir ihn zum sinnvollen Leben führen, das in schöpferischer Arbeit, im Dienen, im Gehorsam und im Frieden mit seinen Mitmenschen liegt.

5. Der Jugendliche muß das Göttliche, das in ihm ist, erkennen. Als Kind Gottes hat er Anteil am Wesen seines göttlichen Vaters. In ihm ist Raum für göttliche Eigenschaften. Sein Glanz besteht in Erkenntnis, Weisheit und Intelligenz. Wie sein göttlicher Vater muß auch er „Welten ohne Zahl" schöpfen wollen. Wie sein göttlicher Vater muß auch er aufrichtig, frei und liebevoll sein und seiner Seele Befriedigung geben. Auch er hat ein Gefühl für das Schöne und ein ästhetisches Empfinden für die Natur und das menschliche Wesen.

Auf diese Art müssen die Lehrer der Jugend die Persönlichkeit wiederschenken. Sie müssen jedem jungen Menschen helfen, sich seines Lebens zu freuen. Jeder junge Mensch muß lernen, seine eigenen Gedanken zu denken, mit seinen eigenen Händen zu schaffen und sein eigenes Sohn-Gefühl Gott gegenüber zu empfinden. Die Lehrer müssen der Jugend helfen, sich selbst zu helfen, sich selbst zu erkennen, innerlich ausgeglichen zu werden.

Ein Junge, der seinen Körper achtet, wird ihn nicht mit Alkohol, Tabak und Leidenschaft zerstören. Ein Junge, der sich seines Geistes bewußt ist, wird ihn pflegen durch gute Gedanken und Nächstenliebe. Ein Junge, der nach Rechtschaffenheit strebt, wird weder lügen noch betrügen, noch stehlen. Ein Junge, der den himmlischen Vater liebt, wird Seinen heiligen Namen nicht mißbrauchen.

Wir müssen jedem jungen Menschen helfen, seinen eigenen Wert als menschliches Wesen und als geliebtes Kind Gottes zu erkennen. Wenn er ihn erkennt, wird es ihm viel leichter fallen, das zu tun, was erst einen Menschen und ein Kind Gottes ausmacht. ○

DAS WUNDER DER PERSÖNLICHKEIT

VON STERLING W. SILL
Assistent des Rates der Zwölf

Durch die Persönlichkeit zeichnen wir uns als Einzelwesen aus. Dabei verstehen wir unter Persönlichkeit unter anderem Gewohnheiten, Charaktereigenschaften und menschliches Verhalten.

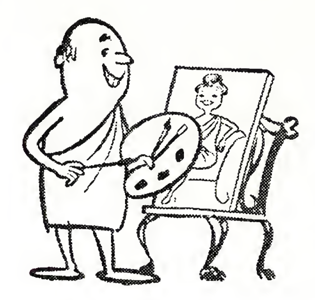
Keine Betrachtung des Führertums wäre vollständig ohne eine Würdigung des Problems der Persönlichkeit. Von einer echten Persönlichkeit geht die höchste Inspiration und die größte Kraft aus. Der Mensch in seiner Bestform ist das eigentliche Meisterwerk der Schöpfung. Der Weg zum Führertum besteht darin, echte Persönlichkeitswerte zu entwickeln.

Man hat Persönlichkeit als „die Eigenschaften einer besonderen Person" definiert. Mit anderen Worten, durch die Persönlichkeit zeichnen wir uns als Einzelwesen aus. Dabei verstehen wir unter Persönlichkeit unter anderem Gewohnheiten, Charaktereigenschaften und menschliches Verhalten, wie sie in unserer körperlichen und geistigen Tätigkeit sowie in unserer Einstellung zu den Dingen zum Ausdruck kommen. Mathematisch ausgedrückt: man hat berechnet, daß 85 Prozent unseres Erfolges von dem abhängen, was wir im obigen Sinne Persönlichkeit nennen. Was wir sind, bestimmt wesentlich unser Führertum.

Wie können nun diese Eigenschaften am besten entwickelt werden, um ein Höchstmaß an Leistung zu erreichen? Sokrates sagte: „Erkenne dich selbst." Das Studium unseres eigenen Ichs kann sehr viel helfen. Wir können auch sehr viel durch andere lernen. Wenn wir eine negative Eigenschaft bei einem Mitmenschen erkannt haben, können wir dafür Sorge tragen, sie in unserer eigenen Persönlichkeit auszumerzen. Entdecken wir dagegen eine positive Eigenschaft, können wir danach streben, sie in uns selbst zu entwickeln.

Den größten Einfluß in der Welt übt das Beispiel aus, das der einzelne Mensch gibt. Wir lernen gehen, reden und essen durch Beobachtung anderer. Unsere Sitten, unsere Moral, die Eigenschaften unserer Persönlichkeit sind größtenteils von andern angenommen. Jesus selbst hat gesagt: „Der Sohn kann nichts von selber tun, sondern was er sieht den Vater tun." (Joh. 5:19.) Der gewaltige Einfluß, den eine Persönlichkeit auf seine Umwelt haben kann, ist kaum zu ermessen. Denken wir nur an den Einfluß des Aristoteles auf seinen Schüler Alexander den Großen, oder von Jesus auf Seinen Jünger Simon Petrus.

Die Geschichte berichtet uns von dem griechischen Künstler Apelles, der im 4. Jahrhundert vor Christus seine damalige Umwelt durch ein Gemälde der Göttin der Schönheit entzückte. Jahrelang reiste er durch Griechenland, um die schönsten Frauen des Landes als Modell für sein Meisterwerk zu benutzen. So malte er von der einen die Augen, von der anderen die Stirne, und als das Meisterwerk vollendet war, versetzte es die Welt in Begeisterung.



Die Geschichte mag erfunden sein, beruht aber auf einem wahren Grundsatz. Auch die Persönlichkeit ist eine „Komposition". Sie baut sich weitgehend auf dem auf, was wir an anderen bewundern. Daraus wiederum ist ersichtlich, welch großen Wert guter Umgang und gute Lektüre haben, vor allem die Lektüre der heiligen Schriften. Die Menschen neigen dazu, vor allem die Eigenschaften anzunehmen, die den größten Eindruck auf sie machen. Unsere stärksten Eindrücke kommen naturgemäß von andern Menschen. Thomas Carlyle hat gesagt: „Niemand kann auf einen großen Menschen sehen, ohne etwas von ihm zu gewinnen." Am ehesten erwerben wir Persönlichkeitswerte, wenn wir sie klar und in günstiger Umgebung sehen.

Wir kennen alle das Leben des großen indischen Patrioten Mahatma Gandhi, über dessen Leben Louis Fischer eine Biographie geschrieben hat. Dieser kleine

braune Mann wog ganze 112 Pfund. Der größte Teil seines Körpers blieb immer unbedeckt. Er verbrachte sein Leben in einer Lehmhütte ohne elektrisches Licht, fließendes Wasser oder Telefon. Auch besaß er kein Automobil. Niemals bekleidete er ein öffentliches Amt und bewarb sich auch nicht darum. Er besaß keine akademischen Auszeichnungen und konnte auf keine wissenschaftlichen Leistungen oder künstlerischen Gaben hinweisen. Er befehligte keine Armeen, hielt keine Diplomaten und besaß kein Eigentum. Dennoch zollten ihm Menschen, die über dies alles verfügten, die größte Bewunderung. Seine Anhänger nannten ihn den „Mahatma", „die Große Seele".

Die mächtige britische Regierung erkannte sehr bald, daß sie Indien nicht gewinnen konnte, wenn sie Gandhi gegen sich hatte. Auch konnte sie Indien nicht ohne Gandhi regieren. Der Name Gandhi wurde fast gleichbedeutend mit dem Namen Indien. Lediglich durch die Kraft seiner großen Persönlichkeit erhob sich Gandhi zu dem unangefochtenen Führer von fünfhundert Millionen Menschen, wurde er die größte Macht in Indien und vielleicht in der ganzen damaligen Welt. Louis Fischer nennt dieses Phänomen der Erhebung eines durchschnittlichen Menschen zu den höchsten Höhen menschlicher Leistung „das Wunder der Persönlichkeit". Dieses „Wunder" gewinnt noch an Bedeutung dadurch, daß jeder von uns es für sich selbst vollbringen kann.

Gandhi begann sein Leben unter großen Schwierigkeiten. Er betrachtete sich selbst als feige. Er fürchtete sich vor der Dunkelheit. Er hatte Minderwertigkeitskomplexe und war manchmal unbeherrscht. Er arbeitete deshalb bis zum Ende seines Lebens — er wurde 78 Jahre alt — daran, „sich zu erneuern". Einmal bezeichnete er sich selbst als „verwandelten Menschen".

Das war eine treffende Kennzeichnung seiner Leistung. Die Arbeit an uns selbst ist die Voraussetzung für unsere Vollendung, für unsere Leistung. Als Führer können wir nicht mehr sein, als wir auch als Einzelwesen sind. Eine der gewöhnlichsten Schwächen unseres Lebens besteht darin, daß wir allzuoft unsere Lebensumstände ändern wollen, ohne bereit zu sein, uns selbst zu ändern.

Gandhi glaubte an das Wort „Mehr sein als scheinen." Er glaubte an das Sein, nicht an das Haben. Er war der Überzeugung, daß die mangelnde Übereinstimmung zwischen Glauben und Handeln die Wurzel unzähliger Übel unserer Zeit sei. Diesen gleichen Gegensatz bezeichnete er auch als Kennzeichen der Schwäche von Kirchen, Staatsgebilden, Parteien und einzelnen Personen. Gandhi hielt es für unehrenhaft, etwas zu glauben, ohne danach zu handeln. Eine solche Haltung war seiner Meinung nach eine der Ursachen für die Spaltung der Persönlichkeit. Ihm ging es um die geschlossene Persönlichkeit.

Niemals vergeudete Gandhi seine Zeit. Er übte strenge Selbstdisziplin an jedem Tag. Für ihn war Glauben gleichbedeutend mit Handeln. Er kannte keine Heuchelei. Die Methode, „das Gesicht zu wahren", war ihm unverständlich. Wenn er etwas für gut befunden hatte,



zwang er sich, es bis zum Ende durchzuführen und jeden einzelnen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen.

Seine Mutter lehrte ihn, kein Fleisch zu genießen, da das die Tötung anderer Lebewesen zur Voraussetzung habe. Ghandi gab seiner Mutter das Versprechen, sein ganzes Leben hindurch Vegetarier zu bleiben. Viele Jahre nach dem Tode seiner Mutter wurde Gandhi einmal sehr krank und war dem Tode nahe. Die Ärzte rieten ihm, zur Kräftigung eine Fleischbrühe zu trinken. Aber Gandhi sagte: „Selbst um unser Leben zu retten, dürfen wir bestimmte Dinge nicht tun. Für mich gibt es nur einen Weg: zu sterben und mein Versprechen zu halten."

Gandhis Zuverlässigkeit war unübertrefflich. Seine absolute Ehrenhaftigkeit wurde von jedermann anerkannt; er war vertrauenswürdig, und seine Motive waren recht. Wenn Gandhi etwas sagte, wußte jeder, daß er das auch meinte. Millionen schenkten ihm ihr Vertrauen, Millionen gehorchten ihm. Millionen folgten ihm. Merkwürdig genug, daß dennoch nur wenige versuchen, so zu handeln, wie er handelte. Gandhis Größe lag darin, daß er etwas tat, das alle könnten, aber nicht tun.

Es war das größte Bestreben Gandhis, Indien von der britischen Herrschaft zu befreien. Er empfand aber, daß er sich selbst zuerst von allen Schwächen befreien mußte, bevor er Indien befreien konnte. Der geläuterte Mensch besitzt vollkommene Selbstbeherrschung. Gandhi beschloß, sich selbst zum Werkzeug der Wohlfahrt Indiens zu machen. Welchen Erfolg er damit hatte, wissen wir heute. Manche sind der Auffassung, daß die Welt seit Sokrates keinen Menschen mehr gesehen hat, der größere Selbstbeherrschung besaß als Gandhi. Man hat auch gesagt, von allen Menschen sei Gandhi Christus am ähnlichsten gewesen, obwohl er kein Christ war. Um Selbstbeherrschung zu üben, legte Gandhi lange Fastenzeiten ein. Seine Überlegung dabei war: wenn er seinen Appetit nicht bezähmen konnte, wie sollte er dann mit weit schwierigeren Problemen fertig werden? Er sagte: Wie kann ich anderen helfen, wenn ich mich selbst nicht beherrschen kann?

Gandhi erkannte frühzeitig, daß Lauterkeit und Menschlichkeit zu den wichtigsten Kräften gehören. Die Verwirklichung brachte ihm große Überlegenheit. Gandhi sagte: „Ich kann mir für einen Menschen keinen größe-

ren Verlust vorstellen, als wenn er die Achtung vor sich selbst verliert." Selbst in seinem Kampf um die Befreiung Indiens blieb Gandhi gegenüber England absolut loyal. Er erfreute sich der Hochachtung und des Vertrauens der britischen Führer. Im Zweiten Weltkrieg kam eine Zeit, da England hart bedrängt wurde, und es konnte keinen einzigen Soldaten zur Verteidigung Indiens abstellen. Eine ganze Anzahl prominenter Inder wollte die Engländer aus Indien vertreiben, während England sich in dieser schwierigen Lage befand. Aber Gandhi erklärte: „Nein. Nicht einmal unsere Unabhängigkeit stehlen wir!" Gandhi wäre gewiß jeden Augenblick bereit gewesen, sein Leben für die Freiheit Indiens zu geben, aber er wollte keine Unabhängigkeit, die unehrenhaft erworben war.

Gandhi war davon überzeugt, daß Ideen und Vernunft, Anständigkeit und Verständnis als Verhandlungsbasis der Anwendung von Gewalt überlegen seien. Davon war er selbst dann noch überzeugt, als er bereits absolute Macht hatte zu tun, was er wollte. Wie inspirierend ist der Geist eines wahrhaft großen Mannes!

Wieviel Menschen leben in der heutigen Welt, die keinen Augenblick zögern würden, die übrige Menschheit zu versklaven, wenn sie die Macht dazu hätten!

Oft blieb Gandhis gewaltige persönliche Macht ungenutzt. Er sagte: „Durch Ausübung von Zwang können wir keine Disziplin lernen." Niemals rächte er sich für etwas. Seine Vernunft sagte ihm, daß die Politik des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" auf die Dauer die ganze Menschheit blind machen würde. Gandhi machte auch niemals einen Versuch, andere zu täuschen. „Niemals in meinem Leben habe ich eine List angewendet", sagte er. Seine Gedanken und Gefühle lagen so offen dar wie sein Körper, der stets fast unbekleidet war.

Dann kam der schicksalsschwere 30. Juli 1948. Kurz nach 5 Uhr Nachmittag war Gandhi auf dem Weg zum Gebetsplatz seines Dorfes. In der ersten Reihe der zum abendlichen Gebet Versammelten saß der Inder Nathuran Godse, der in seiner Tasche eine entsicherte Pistole in der Hand hielt. Als die beiden Männer sich im Vorübergehen fast berührten, feuerte Godse drei Kugeln ab.

In der Gerichtsverhandlung sagte Godse: „Ich hegte Gandhi gegenüber keine bösen Gefühle. Bevor ich die Schüsse abfeuerte, wünschte ich Gandhi alles Gute und neigte mich vor ihm in Verehrung." In Erwiderung dieser Ehrerweisung hatte Gandhi die Hände mit den Handflächen zusammengelegt, gelächelt und Godse gesegnet. In diesem Augenblick betätigte Godse den Abzug, und Gandhis sterbliches Leben endete. So war dieser kleine braune Mann, Mahatma Gandhi, selbst im Angesicht des Todes noch damit beschäftigt, Menschen zu segnen und Gutes zu tun.

Wenige Minuten nach Gandhis Tod sagte Ministerpräsident Nehru im indischen Rundfunk: „Das Licht ist aus unserem Leben genommen, und es herrscht überall Finsternis, denn unser geliebter Führer, der Vater unserer Nation, ist nicht mehr."

Welche Macht des Führertums können wir in uns aufbauen, wenn wir nur die großen gottgegebenen Fähigkeiten zu ihrer höchsten Bestimmung entwickeln! Wie der griechische Künstler Apelles können wir wählen, wir können erwerben und verfeinern, was wir bei inspirierten Quellen finden. Die Natur kennt mehr als hundert Elemente, darunter Stickstoff, Wasserstoff, Eisen, Kohle und Sauerstoff. Es sind die Bausteine der Natur. In den verschiedensten Verbindungen und Proportionen fertigt die Natur aus ihnen alle Materie dieser Welt. So ist beispielsweise Wasser eine Verbindung von zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff. Für jeden einzelnen Teil der Materie kennen wir eine besondere chemische Formel.

Diesen Aufbau der Natur mit der menschlichen Natur vergleichend hat man gesagt, die menschliche Persönlichkeit bestehe aus einundfünfzig Elementen, unter ihnen Freundlichkeit, Glaube, Geistigkeit, Fleiß, Hingabe, Mut, Ehrgeiz und Lauterkeit. Alle diese Elemente zusammen ergeben das, was einmal „ein wunderbares menschliches Wesen" genannt worden ist.

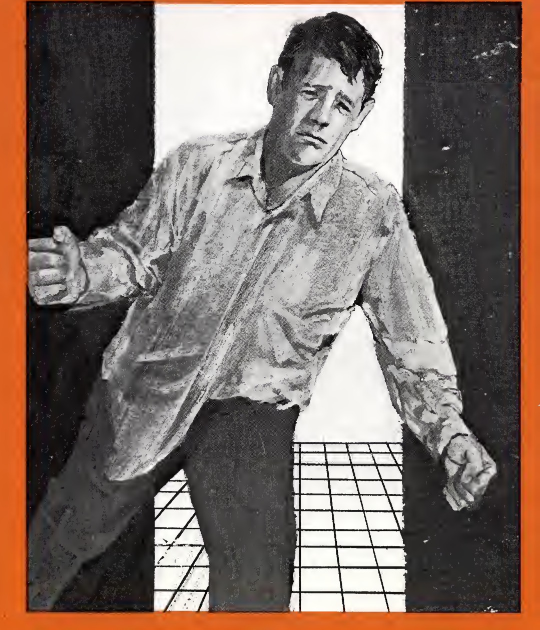
So finden wir beispielsweise bei Präsident David O. McKay große Gottesverehrung; unermüdliches Bemühen, Gott zu dienen; die Fähigkeit, richtig zu handeln; ein warmes, freundliches Wesen; absolute Fairneß; verständnisvolles Interesse an seinen Mitmenschen; Rechtschaffenheit und Liebe zur Wahrheit. Alle diese Elemente zusammen: das ist David O. McKay. Was machte Napoleon zu dem, was er war? Auch Napoleon besaß einige große Eigenschaften, aber sie waren vermischt mit Ungerechtigkeit, Mißachtung Gottes, Rücksichtslosigkeit, Selbstsucht und Unwissenheit. Das Ergebnis war, daß er im Alter von 46 Jahren von seinen eigenen Landsleuten vertrieben wurde.

Welche Eigenschaften benötigen wir nun, um unser Teil zum Werk des Herrn beizutragen? Der Herr selbst hat gesagt: „Und Glaube, Hoffnung, Barmherzigkeit und Liebe, mit einem Auge, das nur auf die Ehre Gottes gerichtet ist, befähigen ihn (den Menschen) zum Werke. Denket an Glauben, Tugend, Erkenntnis, Mäßigkeit, Geduld, brüderliche Freundlichkeit, Gottseligkeit, Nächstenliebe, Demut, Fleiß." (LuB 4:5)

Welch wunderbarer Gedanke, daß wir alle diese Eigenschaften in beliebiger Zusammensetzung zum Aufbau unserer eigenen Persönlichkeit benutzen können! Gott hat alle diese Talente und Fähigkeiten nur zu dem einen Zweck in die menschliche Seele gelegt: nämlich daß wir sie zu höchster Entfaltung bringen! Das ist der Vorgang, wodurch der Mensch selbst Gott gleich werden kann.

Lord Bulwer-Lytton hat einmal gesagt: „Was die Menschen benötigen, ist nicht allein Talent, sie brauchen ein Ziel. Sie benötigen nicht allein die Kraft zur Leistung, sondern auch den Willen zur Arbeit." Das ist der Schlüssel zur Entfaltung unserer eigenen Persönlichkeit, und jeder von uns muß dafür die alleinige Verantwortung übernehmen.

Ein großer Philosoph hat einmal gesagt: „Scheue keine Mühe, um auf irgendeinem Gebiet Hervorragendes zu leisten!" Das ist der Beginn des größten Wunders in der Welt: des „Wunders der Persönlichkeit". ○



Kannst du Johnny beten lehren?

Ellen Blair saß regungslos. Ihr Blick folgte ziellos dem feinen Muster, das die ersten Strahlen der Morgensonne, die durch die Glastüren des Krankenhausflurs fielen, auf die Wand zeichneten. Die Spatzen in der Zypresse vor dem Fenster begannen zu tschilpen, und sie wurde sich bewußt, daß die lange Nachtwache vorüber war.

Ein tiefer Schmerz erfüllte ihr Herz. Sie war froh, daß Michael, ihr Mann, bei ihr war. Er hatte gestern abend den Telefonanruf angenommen, mit dem sie zum Valley Hospital gerufen wurden. Die kurze Erklärung hatte gelautet, daß es nach Abschluß der Schulfeierlichkeiten an der High School einen Autounfall gegeben habe. Ihr Sohn Robert sei schwer verletzt.

Ellen zwinkerte, so als wollte sie das Bild des stillen, weißen Gesichts ihres Sohnes vertreiben, der im Unfallzimmer bewußtlos in den hochaufgerichteten Kissen gelegen hatte.

„Gehirnerschütterung, Schädelbruch", hatte der Arzt gesagt. „Die Rückenmarkspunktion zeigt Blut, deshalb müssen wir sofort den Schädel öffnen, damit wir die Blutung lokalisieren können. Wenn wir die Blutung stillen können, besteht Hoffnung, andernfalls ..." Doch er hatte den Satz nicht beendet.

Sie hatten stundenlang im Wartezimmer gesessen und still für sich gebetet. Ellen erschauerte, als ihr erneut der ernste Zustand ihres Sohnes bewußt wurde.

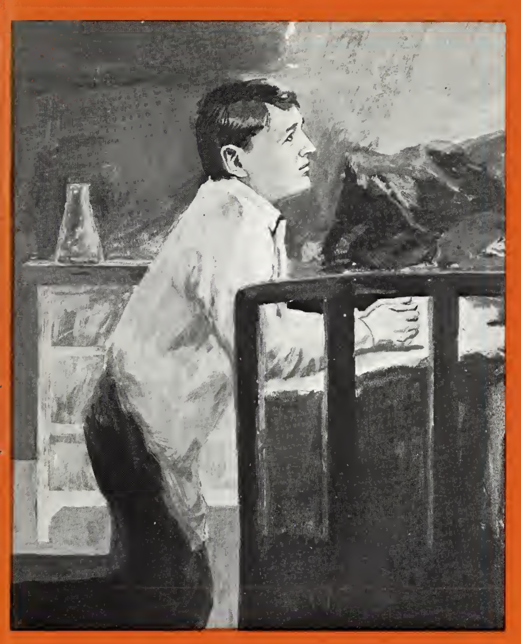
Plötzlich wurde die Stille des frühen Morgens unterbrochen. Johnny Hansen, Roberts engster Freund, stürmte durch die Schwingtür. Sein wirres braunes Haar deutete darauf hin, daß er sich nur flüchtig gekämmt hatte. Das weiße Hemd, das ihm zum Teil noch aus der Hose heraushing, bewies, wie eilig er es hatte.

„Ich habe gerade von Bobs Unfall gehört! Wie schwer —"

Er sah die Sorge in ihren Gesichtern und ließ seine Frage unausgesprochen. Ellen versuchte, ihm zu erklären, wie schwer Robert verletzt war, doch ihre Stimme brach und sie weinte still vor sich hin. Michael übernahm es zu erklären, welche Verletzungen Robert erlitten hatte.

Während sie flüsternd miteinander sprachen, irrten Ellens Gedanken 18 Jahre zurück zu dem Augusttag, an dem Robert in dem gleichen Krankenhaus geboren wurde.

Er war so ein rotgesichtiger kleiner Kerl gewesen, so dünn und mager wie ein kleiner Vogel. Wie schnell die Zeit vergangen war! Es schien ihr, als ob es erst gestern war, daß er sich mit seinem neuen Dreirad abmühte, das noch mit Weihnachtsborte verschnürt war. Bevor sie Zeit zum Nachdenken hatten, war schon der erste Schultag herangekommen. Robert war wohl ein wenig ängstlich gewesen, doch er hatte in den neuen Blue jeans und dem roten Kordhemd richtig erwachsen ausgesehen. Wie oft hatte sie sich gewünscht, diese Bilder für immer in



ihr Gedächtnis einzuprägen! Doch jedesmal war ein neuer Abschnitt an die Stelle des alten getreten; und Robert hatte sich für so vieles begeistert. Der Unterricht in der Primarvereinigung hatte ihn weiter wachsen lassen, und das Wölflingsprogramm hatte ihm neue Gebiete eröffnet.

Etwa um diese Zeit waren Hansens nebenan eingezogen. In gut nachbarlicher Weise hatte sie Robert mit einem Teller Gebäck hinübergeschickt, und er hatte dafür Johnny mit nach Hause gebracht.

Erst einige Tage später hatte sie gemerkt, daß Johnnys Zuhause sich sehr stark von dem Roberts unterschied. Johnnys Familie lebte nach Grundsätzen, die ihren beinah konträr entgegenstanden. Trinken, Rauchen und üble Redensarten waren an der Tagesordnung, und die Religion spielte in ihrem Leben keinerlei Rolle. Sie hatte es nicht gern gesehen, daß Robert diese Freundschaft pflegte, doch die beiden Jungen schienen sich magnetisch anzuziehen.

Da Johnny drei Jahre älter war als Robert, wirkte er erwachsener, und ihr achtjähriger Sohn hatte zu ihm aufgeblickt. Die beiden waren immer zusammen gewesen. Dann hatte Johnny begonnen, mit Robert zur Primarvereinigung zu gehen, wie es Kinder so tun.

Eines Tages waren die beiden von der PV nach Hause gekommen, Johnny voran. Doch an der Tür war er scheu zurückgetreten, während Robert voller Eifer ihre Hand ergriffen und sie in die Diele gezerrt hatte und ihr ins Ohr geflüstert hatte:

„Mammi, kannst du Johnny zeigen, wie man betet?"

Diese unerwartete Bitte hatte ihr die Kehle zugeschnürt. Sie hatte diesen scheuen, empfindsamen Jungen angeschaut, der seine Umwelt durch eine rauhe Schale täuschte. Johnny sollte am kommenden Mittwoch in der PV das Anfangsgebet sprechen.

„Natürlich werden wir Johnny dabei helfen."

Sie war damals in das Wohnzimmer gegangen, und die beiden Jungen waren ihr gefolgt.

„Johnny, du weißt doch, was das Gebet eigentlich bedeutet?"

„Ja, ich glaube schon."

„Jesus hat gesagt, daß uns jeder gerechte Wunsch, den wir im Gebet äußern, erfüllt wird, wenn wir daran glauben."

„Das hat Er gesagt?"

„Ja. Das Gebet ist nicht bloß eine Folge von Worten. Im Gebet sprechen wir mit unserem himmlischen Vater. Hast du schon einmal das Lied gehört, das wir in der Kirche singen — es heißt: Der Seele Wunsch ist das Gebet?" Sie hatte einige Takte vor sich hin gesummt.

„Du weißt doch, Mammi, sie haben es in der PV-Konferenz gesungen", hatte Robert eingeworfen, denn er wollte bei diesem wichtigen Projekt mithelfen.

„Wenn wir beten, gebrauchen wir bestimmte Worte, um unsere Ehrfurcht und Andacht auszudrücken. Zuerst danken wir für die vielen Segnungen, die wir empfangen. Ich bin sicher, daß du weißt, welche Segnungen du empfangen hast."

„Ich glaube, daß alles Gute eine Segnung ist", hatte Johnny geantwortet.

Gemeinsam legten sie ein sehr knappes Schema für ein Gebet fest, und Johnny versprach, daran zu arbeiten.

Als Robert am darauffolgenden Mittwoch von der Primarvereinigung nach Hause kam, war er ganz verändert. Er war allein gekommen, ohne Johnny. Sie fragte ihn: „Robert, wie hat Johnny das Anfangsgebet gesprochen?" Doch Robert wich der Frage aus; er zuckte mit den Schultern und ging auf sein Zimmer.

Sie war damals nicht weiter in ihn gedrungen, obwohl sein Verhalten sie beunruhigte. Doch sie fragte Schwester Lindley, die PV-Leiterin, danach, als sie sich am nächsten Tag auf dem Markt trafen.

„Oh, er hat es versucht, doch er war so verschüchtert, daß er nach einigen undeutlich gemurmelten Worten hinausgelaufen ist."

Ihre Gedanken schweiften weiter zu dem Sommerabend, an dem Johnny zur Essenszeit bei ihnen war. Sie und Michael hatten die Kinder um den Tisch versammelt, weil sie das Familiengebet sprechen wollten. Da Johnny anscheinend noch bleiben wollte, hatte sie ihn gefragt: „Möchtest du mit uns beten?"

Er hatte genickt und sich gerade neben Robert hingekniet, als sie Herrn Hansens laute Stimme durch das offene Fenster hörten: „Johnny! Johnny! Wo steckt denn dieser Nichtsnutz wieder? Komm nach Hause, sonst..."

Die Röte war dem Jungen ins Gesicht geschossen, als er murmelte: „Ich muß gehen."

Er schlüpfte durch die Hintertür, da er sich offenbar vor dem Zusammentreffen mit seinem Vater fürchtete.

In dem Sommer, wo Robert zum Priestertum ordiniert wurde, hatte Johnny um die Taufe gebeten. Das Band zwischen den beiden Jungen schien stärker zu sein als je zuvor, und bald wurde auch Johnny zum Diakon ordiniert. Sie erinnerte sich daran, daß er einmal ihren Mann gebeten hatte, ihm eine Schriftstelle zu erklären, die er in der Kollegiumsversammlung gehört hatte: „... niemand nimmt sich selbst die Ehre, sondern er wird berufen von Gott, gleichwie Aaron."

„Auch Jesus Christus mußte von Gott berufen werden, Johnny. Er hat das Priestertum auf Seine Apostel übertragen, und sie haben es ausgeübt, bis ein großer Abfall von der Kirche Christi erfolgte", hatte Michael ihm geduldig erklärt.

„Wie kommt es dann, daß wir heute das Priestertum haben?" hatte Johnny gefragt.

„Du kennst die Geschichte von Joseph Smith?"

„Natürlich."

„Nun, im Jahre 1829 wurde das Priestertum durch einen himmlischen Boten auf Joseph Smith übertragen", hatte Michael ihm weiter erklärt.

„Heißt das, daß es vom Propheten auf uns gekommen ist?"

„Vom Propheten Joseph Smith oder von Oliver Cowdery — beide haben zur selben Zeit das Priestertum empfangen."

Kurz nach seiner Ordinierung zum Priester war Johnny gebeten worden, in der Sonntagsschule das Abendmahl zu segnen. Er hatte es abgelehnt, doch sein Kollegiumsberater hatte ihm gesagt, daß es sehr einfach sei: die Karte mit dem Gebetstext läge auf dem Abendmahlstisch, und er könne es ablesen. So hatte er sich schließlich zögernd dazu bereit erklärt.

Der erste junge Priester hatte das Brot gesegnet. Dann sollte Johnny das Wasser segnen. Er hatte stokkend begonnen und sich dann unterbrochen. Er hatte die Worte falsch abgelesen. Er hatte erneut begonnen und sich noch einmal verlesen. Der Bischof hatte ihn gebeten, noch einmal von vorn zu beginnen. Und so hatte er ein drittes Mal begonnen; doch er war erneut ins Stocken geraten und schwieg. Die ganze Gemeinde konnte die Spannung fühlen, die in der Luft lag. Plötzlich war Johnny mit hochrotem Gesicht aufgestanden und hatte die Kapelle verlassen. Der andere Priester hatte indessen an seiner Statt das Wasser gesegnet. Erst nach vielen Wochen war Johnny wieder zur Kirche gekommen.

Sie und Michael hatten sich gefragt, was geschehen würde, wenn Johnny von der High School abging. Würde die Freundschaft zwischen den beiden Jungen verblassen? Doch das College änderte nichts an der Bewunderung, die Johnny für seinen jungen Freund fühlte. Im ersten Semester des zweiten College-Jahres hatte er Robert voller Begeisterung geschrieben, daß er das Mädchen kennengelernt habe, das er heiraten wolle. Und er hatte hinzugefügt: „Sie ist wunderbar, und sie ist ein Mitglied der Kirche. Wir würden uns freuen, wenn deine Eltern uns begleiteten, wenn wir im Tempel heiraten."

Sie hatten Johnny und seine junge Braut zum Tempel begleitet. Und als sie die beiden am Altar hatte knien sehen, war ihr Roberts kindliche Bitte in den Sinn gekommen: „Mammi, kannst du Johnny zeigen, wie man betet?" ...

Ellen wurde jäh in die Wirklichkeit zurückgerufen, als man die weiße Bahre durch den Korridor fuhr. Wieder erfaßte sie eine furchtbare Angst, als sie auf Roberts stille Gestalt blickte; sein Kopf war bandagiert.

Die Bahre wurde in ein Zimmer geschoben, und die Tür schloß sich hinter ihr. Dann öffnete sie sich wieder und die beiden weißgekleideten Männer schoben die leere Bahre heraus; hinter ihnen erschien eine Schwester.

„Dr. Klein, der Spezialist, ist noch im Operationssaal; er wird aber bald hier sein und mit Ihnen sprechen. Dr. Snow kommt gerade", sagte sie und nickte in die Richtung des Arztes, der den Gang herabkam.

Der Arzt und die Schwester betraten das Krankenzimmer und schlossen die Tür hinter sich. Michael, Ellen und Johnny blieben wartend zurück.

Die Zeit schien stillzustehen; dann erschien Dr. Snow und bat sie hereinzukommen. Seine tiefe Stimme erschien wie Löwengebrüll, obwohl er nur im Flüsterton sprach. Er sagte: „Ihr Sohn reagiert nicht. Ich werde Dr. Klein rufen, doch ich fürchte, es ist zu spät."

„Warum? Warum mußte es geschehen?" schluchzte Ellen.

Sie hörte Johnnys Stimme, er fragte stockend: „Darf ich für ihn beten?"

Er wußte nicht genau, was er tun sollte, und so kniete er schwerfällig am Bett nieder. Aus der Tiefe seiner Seele brach es hervor. Er sprach offen und ehrlich; er dankte für alles, was Robert ihm bedeutet hatte, für die Lehren, die Stück für Stück einen Platz in seinem Leben gefunden hatten. Voll fester Überzeugung bat er, daß sein Freund am Leben bleiben möge. „...doch in allen Dingen, o Vater im Himmel, selbst in diesem Augenblick, soll Dein Wille geschehen, nicht unser. Wir bitten Dich aber um Weisheit, damit wir Deinen Ratschluß verstehen können ..."

Die Tür öffnete sich. Dr. Klein kam ins Zimmer, er trug noch die OP-Kleidung. „Ich habe gerade Dr. Snow gesprochen. Wir haben getan, was wir konnten. Es tut mir leid", sagte er leise.

Aus jahrelanger Gewohnheit heraus fühlte er automatisch den Puls des Patienten. Er zögerte, dann schlug er hastig, doch behutsam die Decke zurück und setzte sein Stethoskop auf die Brust des Jungen. Er horchte den Brustkorb an verschiedenen Stellen ab. Sein Gesicht zeigte Verwirrung, und die Falten zwischen seinen buschigen Brauen vertieften sich.

Etliche Sekunden lang wurde kein Wort gesprochen. Dann befahl er der Schwester: „Setzen Sie das Sauerstoffzelt wieder auf."

Ellen hörte in Gedanken noch einmal die Wote: „Mammi, kannst du Johnny zeigen, wie man betet?" ○

Vom Weihnachtsfrieden

VON HEINRICH M. TEPLY

Wieder steht Weihnachten vor der Tür. Diese Tatsache kann uns wahrscheinlich nicht verborgen bleiben. An allen Ecken und Enden macht man uns lautstark darauf aufmerksam, daß das „Fest des Geldausgebens" unmittelbar bevorsteht und daß wir keine schönen Feiertage erleben werden, wenn wir nicht noch rasch diesen oder jenen Gegenstand kaufen, denn allein durch ein solches Geschenk können wir wahre Freude bereiten.

Wir Heilige der Letzten Tage stecken mittendrin in diesem Trubel. Vielleicht haben wir das Gefühl, daß wir uns etwas abseits halten sollten. Vielleicht planen wir, wenigstens in unserem eigenen Bereich ein wenig mehr Geistigkeit in das Fest zu bringen. Und so werden wir wohl wieder die Weihnachtsgeschichte lesen — möglicherweise mit dem Begleitgedanken, daß Jesus nicht im Dezember, sondern am 6. April geboren wurde — aber doch mit der ernsten Absicht, diese Zeit, wenn schon nicht als Geburtstag Christi, so doch als Fest des Friedens zu erleben. Wahrscheinlich werden wir dabei von neuem über die noch immer unerfüllte Verheißung der Engel stolpern: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".[1]

Manchem von uns mögen diese Worte einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Wir denken vielleicht daran, unter welchen Umständen wir im Krieg, in Gefangenschaft, in den schweren Jahren der Nachkriegszeit Weihnachten erleben mußten, und vielleicht fragt sich der eine oder andere, welches Fest ihm wohl mehr Friedensgedanken gebracht hätte — jenes, das er in einem armseligen Erdbunker in der russischen Steppe verbracht hat, oder dieses, das nun im Zeichen der Kühlschränke, Autos und Fernsehgeräte steht.

Wir können nicht umhin festzustellen, daß die Weltgeschichte der letzten zwei Jahrtausende weitgehend ein Versagen des Christentums zeigt. Wo bleibt die Wirkung der Botschaft von der Nächstenliebe? Gesprochen und geschrieben wird heute von ihr vielleicht mehr denn je; aber das kann uns doch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß auch in diesen weihnachtlichen Tagen wieder an zahlreichen Stellen auf unserem Planeten bitter gekämpft wird und daß junge, hoffnungsvolle Menschen ihr Leben und ihre Gesundheit für Grundsätze zu Markte tragen müssen, die vielfach mit der Lehre Christi herzlich wenig zu tun haben, ja in krassem Widerspruch zu ihr stehen.

Der Heiland selbst hat uns in Seiner Bergpredigt



eine große Verheißung in dieser Hinsicht gegeben: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen."[2] Das klingt ein wenig passiv und nach Resignation. Glücklicherweise sind wir jedoch im Besitze eines genaueren Berichtes: „Gesegnet sind alle Friedensstifter; denn sie werden Kinder Gottes heißen."[3] Dieser Wortlaut steht interessanterweise im Einklang mit dem griechischen und lateinischen Bibeltext, wo von „eirenopoioi" und „pacifici", also von „Friedensmachern" die Rede ist, womit zweifellos zum Ausdruck gebracht werden soll, daß wir selbst die Aufgabe hätten, den Frieden zu schaffen.

Was verstehen wir eigentlich unter Frieden? Wir stellen uns vor, daß uns dieser erstrebenswerte Zustand aus der Angst, aus Furcht und Gefahr befreien müsse. Unsere Generation hat nur zu oft erfahren müssen, wie rasch alle Werte in Frage gestellt sein können, als daß wir uns nicht nach einer risikolosen Zeit sehnten, in der man brav und sicher hinter dem Ofen sitzt oder — je nach Geschmack — einen dicken Wagen fährt und wo sich der Ablauf des täglichen Lebens nach dem Grundsatz richtet: „Leben und leben lassen".

Christus meint offenbar nicht diesen spießbürgerlichen Frieden: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht."[4] „Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Frieden habet. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."[5]

An einer anderen Stelle berichtet uns derselbe Schreiber von einem eigenartigen Erlebnis: „Am Abend aber desselben ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da waren die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und da er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmet hin den Heiligen Geist!"[6]

Stellen wir uns einmal die äußeren Umstände dieser Begebenheit vor. Die Apostel haben sich aus Furcht vor den Verfolgern in ein Versteck verkrochen. Ihre Zukunft ist mehr als unsicher. Sie sind praktisch vogelfrei. Und gerade in dieser Lage tritt ihnen der Herr mit dem alten semitischen Gruß entgegen: Der Friede sei mit euch!

Die Apostel haben dies wohl verstanden. Sie wußten, daß wahrer Friede unabhängig ist von äußerer Unterdrückung und Verfolgung. Viele Jahre spä-

(Fortsetzung S. 534)

WEIHNACHTEN

Gelobet seist du, Jesu Christ,
daß du Mensch geboren bist
von einer Jungfrau, das ist wahr,
des freuet sich der Engel Schar.
Kyrieleis.

Des ew'gen Vaters einig Kind
jetzt man in der Krippe findt,
in unser arme Fleisch und Blut
verkleidet sich das ew'ge Gut.
Kyrieleis.

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
der liegt in Marien Schoß;
er ist ein Kindlein worden klein,
der alle Ding erhält allein.
Kyrieleis.

Das ew'ge Licht geht da herein,
gibt der Welt ein' neuen Schein;
es leucht wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht.
Kyrieleis.

Er ist auf Erden kommen arm,
daß er unser sich erbarm
und in dem Himmel mache reich
und seinen lieben Engeln gleich.
Kyrieleis.

Das hat er alles uns getan,
sein groß Lieb zu zeigen an:
Des freu' sich alle Christenheit
und dank' ihm des in Ewigkeit.
Kyrieleis.

Martin Luther
(erste Strophe 14. Jahrhundert)

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR DEZEMBER 1968



Die Weihnachtsfreundin

von MILDRED GRENIER

Katrina und Hilda lächelten froh, als sie Hand in Hand auf dem zugefrorenen Kanal zu Katrinas Haus in Holland liefen.

Katrina hielt ein Paar rote Fausthandschuhe in der Hand, die sie gerade an diesem Nachmittag bei Hilda fertig gestrickt hatte. Hilda trug eine hübsche rote Mütze, die sie auch gerade beendet hatte.

„Glaubst du, daß Juliana sich freut, wenn sie morgen die Handschuhe bekommt?" fragte Katrina.

„Bestimmt! Und wird ihr nicht auch die rote Mütze dazu gefallen? O Katrina, ich kann es kaum erwarten, daß wir uns morgen in der Schule gegenseitig beschenken! Juliana wird uns bestimmt als ihre besten Freundinnen nehmen!"

Morgen würde der fünfte Dezember sein. In den Niederlanden feiern an diesem Tage alle Leute die Geburt des Heiligen Nikolaus. Die Schulkinder tauschen nach dem Unterricht Geschenke aus und laufen dann schnell nach Hause, wo sie noch einen schönen und aufregenden Abend erleben. Nach dem Abendessen erwarten sie den Besuch des Nikolaus, der auf einem großen weißen Pferd geritten kommt. Sein treuer

Das Geheimnis um ein Weihnachtslied



VON VINCENT EDWARDS

Der große Komponist Felix Mendelssohn war unglücklich.

Als Musikdirektor unter König Friedrich Wilhelm von Preußen mußte er den Wünschen seines Herrschers nachkommen und des Königs Anordnungen durchführen. Aber der König hatte ein Problem aufgeworfen, das nicht einmal der gefeierte Komponist lösen konnte.

Jedes Jahr sangen alle Leute im Land das liebliche Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht".

Dem König gefiel dieses Weihnachtslied, aber es störte ihn, als er las: „Dichter und Komponist unbekannt." Er wandte sich an Mendelssohn und fragte: „Kann Er das Geheimnis nicht lösen?"

Mendelssohn wußte nicht, was er tun sollte. Endlich unternahm der König selber etwas.

„Wir wollen Ludwig Erk hinaussenden", schlug er vor, „er soll versuchen, was er tun kann. Sagt ihm, er soll das ganze Land durchsuchen. Und sagt ihm, daß er nicht zurückkehren soll, bis er herausgefunden hat, wer den Text und die Musik zu ‚Stille Nacht' geschrieben hat."

Ludwig Erk war ein zuverlässiger Diener des Königs. Oft hatte er wichtige Aufträge für den König erfüllt und rätselhafte Angelegenheiten geklärt. Er war der richtige Mann für diesen merkwürdigen Auftrag.

Er suchte allenthalben, aber er konnte nirgends einen Hinweis entdekken. Niemand schien den Ursprung dieses schönen Weihnachtsliedes zu kennen. Hilflos und entmutigt wandte Ludwig Erk sich heimwärts. In einer kleinen Gaststätte, in der er eine Nacht verbracht hatte, hörte er überrascht, wie ein Dompfaff die Melodie von „Stille Nacht, heilige Nacht" pfiff. Ludwig stürmte aus seinem Zimmer und fragte den Gastwirt: „Woher kommt der Vogel?"

Stolz wies der Gastwirt auf den Käfig, in dem der Dompfaff noch sein Lied sang, und erwiderte: „Ein Reisender ließ ihn hier zurück. Er sagte, er habe ihn bei der Abtei des Sankt Petrus in Salzburg gekauft."

Ludwig Erks Gesicht strahlte vor

Begleiter, der Schwarze Peter, ist bei ihm. Bei den braven Kindern läßt der Nikolaus Geschenke, aber die ungezogenen bekommen nur eine Rute vom Schwarzen Peter.

Als die beiden Mädchen um die Biegung des Kanals kamen, bemerkten sie, daß jemand in das kleine Haus dicht am Kanal eingezogen war. Sie sahen ein Licht durch eine zerbrochene Fensterscheibe schimmern. Aus dem Kamin kam ein dünner Rauchstreifen.

„Ich möchte wissen, wer da eingezogen ist", sagte Katrina. Da kam gerade ein Mädchen in ihrem Alter um die Ecke des kleinen Hauses. Sie hatte einen zu kurzen blauen Mantel an, und der Wind blies ihr die blonden Locken ins Gesicht, weil sie keine Mütze trug. Als sie Hilda und Katrina sah, drehte sie sich um und lief hinter das Haus.

Katrina schüttelte traurig den Kopf. „Ich möchte nicht in dem kleinen Haus wohnen", sagte sie. „Ich möchte nur wissen, wer das ist?"

Bald kamen die Mädchen zu Katrinas Haus. Es hatte große Fenster, ein neues rotes Dach und einen sauberen Hof mit einem weißen Zaun ringsherum. Sie gingen zur Haustür und ließen ihre Schlittschuhe und die Stiefel an der Tür stehen, damit sie keinen Schmutz ins Haus brachten.

„Ihr kommt gerade rechtzeitig", sagte Katrinas Vater, Herr van Gleck, und warf ein Holzscheit in den Kamin. Katrinas Mutter hatte die Fußböden gescheuert, bis kein Fleck mehr darauf zu sehen war, und das ganze Haus war von dem schönen, sauberen Geruch nach Wasser und Seife erfüllt. Mutters rosiges Gesicht strahlte, als sie einen Topf mit dicker Erbsensuppe auf den Tisch stellte. Es gab außerdem Brot und Käse und Kuchen. Den hungrigen Mädchen schmeckte alles wunderbar.

Dann halfen die Mädchen beim Abwaschen und Abtrocknen und stellten das Geschirr in die sauberen Schränke mit den spiegelblanken Glastüren. Nun zeigten sie Katrinas Mutter die Handschuhe und die Mütze.

„Das ist sehr hübsch", sagte sie. „Ihr habt wirklich gut stricken gelernt. Wem wollt ihr das schenken?"

„Juliana", antwortete Katrina. „Hilda will ihr auch die Mütze schenken. Wir hoffen, daß sie dann unsere beste Freundin wird."

„Warum soll sie beide Geschenke bekommen?" fragte Katrinas Mutter.

„Juliana ist das hübscheste Mädchen in unserer Schule", antwortete Hilda. „Alle möchten ihre Freundin sein. Sie wohnt in dem großen Haus am Ende des Kanals. Ihr Vater hat viele Windmühlen und auch viele schwarzweiße Kühe. Juliana hat so viele hübsche Kleider."

Frau van Gleck fragte: „Aber braucht sie denn so viele Geschenke? Wollt ihr eure Geschenke nicht lieber jemandem geben, der nicht so viel hat?"

Als es Zeit war, ins Bett zu gehen, öffnete Katrinas Mutter eine Schiebetür in der Wand. Dahinter waren zwei Betten, die wie Regale aussahen. Darin sollten die Mädchen schlafen. Als sie im Bett lagen, sprachen sie über das, was Frau van Gleck gesagt hatte. Sie redeten auch über den nächsten Abend, an dem der Nikolaus kommen würde! Nach dem Essen würden ihre Mütter weiße saubere Tücher auf dem Fußboden ausbreiten. Wenn der Nikolaus, ein großer Mann mit einem Hut, einem roten Mantel und einem langen weißen Bart, fest-

gestellt hatte, welche Kinder im vergangenen Jahr artig gewesen waren, schüttete er Bonbons, Nüsse und Kekse auf diese Tücher. Dann verschwand er wieder. Bevor die Kinder ins Bett gingen, stellten sie ihre sauber geputzten Schuhe vor den Kamin, und während sie schliefen, kam der Nikolaus noch einmal und steckte Spielzeug und andere Geschenke hinein! Das würde wirklich eine aufregende Nacht werden!

Am nächsten Morgen kamen Hilda und Katrina auf dem Schulweg wieder an dem kleinen Haus vorbei. Das Mädchen war wieder in demselben abgetragenen Mantel auf dem Hof. Als sie sah, wie die beiden sie anstarrten, drehte sie sich um und lief ins Haus.

„Hallo", rief Katrina ihr zu, „gehst du heute zur Schule?"

„Nein", antwortete das Mädchen. „Ich habe einen kleinen Bruder bekommen. Meine Mutter kann heute nicht mitkommen und mir den Weg zeigen."

Hilda und Katrina guckten auf die Türklinke, und da hing tatsächlich ein roter Ball! In den Niederlanden hängt man einen roten Ball an die Türklinke, wenn man einen kleinen Jungen bekommen hat. Wenn es ein rosa Ball ist, dann ist das neue Baby ein Mädchen.

„Du kannst mit uns kommen, dann zeigen wir dir den Weg", bot Hilda an. „Frag doch deine Mutter, ob du darfst."

„Aber heute ist es sehr kalt", sagte das kleine Mädchen, „und ich habe keine Mütze. Vielleicht bringt mir der Nikolaus heute Abend eine."

Die beiden Mädchen sahen sich an. Dann lächelten sie froh und nickten mit dem Kopf. Sie öffneten das alte Tor und gingen auf den Hof.

„Du hast jetzt eine Mütze", sagte Katrina, „denn wir haben dir eine ganz neue mitgebracht. Und wir haben dir auch ein Paar schöne Fäustlinge mitgebracht, die zu der Mütze passen, weil heute Nikolaustag ist."

Das kleine Mädchen nahm die Geschenke in die Hand. Ein Lächeln ließ ihre blauen Augen strahlen und zauberte ihr Grübchen in die Wangen. „Ist das wirklich für mich?" rief sie. „O, vielen, vielen Dank!"

Wie hübsch sie ist, dachte Katrina. Wenn sie nicht traurig ist, dann ist sie genauso hübsch wie Juliana. „Das ist wirklich für dich", sagte sie zu dem kleinen Mädchen.

„Zieh beides an und frag deine Mutter, ob du heute mit uns zur Schule gehen darfst. Wir haben genug Frühstücksbrot und können dir welches abgeben."

„Wir haben eine neue Freundin gefunden", sagte Katrina zu Hilda. „Und denk nur, was wir alles tun können, um sie glücklich zu machen!"

„Wir wollen sie unsere ‚Weihnachtsfreundin' nennen", antwortete Hilda. „Wie froh bin ich, daß wir sie gefunden haben! Dies wird unser schönstes Weihnachtsfest!" ○





Das Geheimnis des Schmetterlingsräubers

MURRAY T. PRINGLE

Zusammenfassung

Danny Collins hat in den Ferien Arbeit im Museum für Naturgeschichte in Brixton gefunden. Er packt Schmetterlingssammlungen aus und bereitet sie vor, so daß sie dann aufgesteckt werden können. Er arbeitet alphabetisch und beginnt mit der Albrightsammlung.

Bevor er am Donnerstag zur Arbeit geht, hört er von Pam Patterson, daß in das Museum eingebrochen worden ist. Danny läuft mit Pam und ihrem Bruder Pat zum Museum und findet dort die Polizei vor. Alles ist sehr aufgeregt. Es ist nichts gestohlen worden außer Schmetterlingen: Die Albrightsammlung! Was ist denn das für ein Räuber? Danny und seine Freunde beschließen, bei der Aufklärung des Falles zu helfen. Im Büro der Zeitung finden sie heraus, daß Maxwell Albright wegen Steuerhinterziehung zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Jetzt ist er tot. Albright war also ein Gauner. Das ist ihr erster Hinweis.

Kapitel 3:

Wer ist Herr Morpho?

Die drei jungen Detektive lasen alle fünf Zeitungsausschnitte, die von dem verstorbenen Maxwell Albright handelten, sehr sorgfältig durch. Nach diesen Meldungen war er in viele ungesetzliche Geschäfte verwickelt, aber er war dabei so geschickt vorgegangen, daß das Gesetz ihn niemals erreichen konnte, bis er versuchte, seine Einkommensteuer zu hinterziehen. Da wurde er überführt und mußte fünf Jahre ins Gefängnis. Die Polizei war überzeugt, daß er einen heimlichen, stillen Partner bei seinen vielen Verbrechen gehabt hatte. Aber Maxwell Albright hatte das immer geleugnet. Albright hatte auf ungesetzliche Weise viel Geld verdient. Die Regierung verlangte einen großen Teil davon als Ausgleich für die Steuerschuld, aber das Geld wurde nie gefunden, und der Gefangene hatte sich geweigert, darüber zu sprechen.

Die Kinder kamen nun zu dem fünften und letzten Zeitungsausschnitt. Er war vom 18. Juli, also fast ein Jahr alt, und trug die Überschrift: „Ehemaliger Sträfling stürzt zu Tode." Der Ausschnitt berichtete, wie Albrights Nachbarn schwache Hilferufe gehört und ihn dann schwer verletzt am Fuß einer steilen Treppe gefunden hatten.

Er wurde ins Krankenhaus gebracht und starb dort am nächsten Morgen. Bevor er starb, hatte Albright noch versucht, etwas zu sagen. „Kein Unfall", flüsterte er unter Schmerzen, „Partner tat es ... Geld ... Dreihunderttausend Dollar." Seine Stimme wurde immer schwächer. „Morpho hat das ..." Aber er starb, bevor er zu Ende sprechen konnte. Der Zeitungsartikel schloß mit dem Satz: „Die Untersuchung geht weiter."

Danny, Pam und Pat sahen sich an. „Morpho!" riefen sie im Chor, „das muß der geheime Partner sein!"

„Klar", flüsterte Pat, „und er hat das Geld. Dreihunderttausend Dollar!"

„Herr Albright hat nicht gesagt, daß Morpho das Geld hat", berichtigte Pam. „Er starb, bevor er zu Ende sprechen konnte."

„Na ja, das hat er aber gemeint", antwortete ihr Bruder. „Was denn sonst? Und dann hat er gesagt, daß er die Treppe nicht allein heruntergefallen ist. Er sagt, daß sein Partner es getan hat!" Im dramatischen Flüsterton fuhr er fort: „Herr Albright ist ermordet worden! Ich denke nicht, daß ich Herrn Morpho aufspüren möchte. Gauner und Mörder. Was haben die bloß mit einem Kasten Schmetterlinge zu tun?"

„Das möchte ich auch wissen." Endlich kam auch Danny zu Wort. „Was haben meine Schmetterlinge mit dieser Sache zu tun?"

„Herr Morpho weiß das", beharrte Pam, „und wir müssen ihn finden."

Aber als sie die Bibliothekarin danach fragten, ging diese zu ihrer Kartei und kam kopfschüttelnd zurück. „Es tut mir leid", sagte sie, „aber der Name Morpho kommt bei uns überhaupt nicht vor."

Die drei verließen das Zeitungsgebäude sehr nachdenklich.

„Ich wollte, wir könnten in Herrn Albrights Haus hineinkommen", sagte Danny. „Vielleicht würden wir dort etwas finden, was uns hilft."

„Vielleicht geht es", sagte Pat. „Vati hat einen Schlüssel zu Herrn Albrights Haus. Er hat es auf der Liste."

„Stimmt ja!" rief Danny. „Ich hatte ganz vergessen, daß dein Vater Häusermakler ist! Glaubst du, daß er uns hineinläßt?"

„Ich kann dir jetzt schon sagen,

was er antworten wird", unterbrach Pam. „,Ausgeschlossen', wird er sagen. Und ich finde, er hat recht."

„Auf welcher Seite stehst du eigentlich?" fragte Danny.

Aber Pam hatte recht. Pat bat um den Schlüssel zu Herrn Albrights Haus, und nachdem sein Vater gehört hatte, warum sie ihn haben wollten, schüttelte er den Kopf und sagte: „Ausgeschlossen. Das müßtest du doch selbst wissen, Pat."

Jetzt mischte Pam sich ein. „Vati, ich habe gesehen, daß die Fenster in Herrn Albrights Haus schrecklich schmutzig sind. Vielleicht möchten deine Kunden ein Haus, das so schäbig aussieht, gar nicht kaufen oder mieten."

„Das habe ich gestern auch gedacht, als ich vorbeifuhr", antwortete ihr Vater. „Ich werde Montag einen Mann hinschicken, der die Fenster putzen soll."

„Wir könnten es schon heute tun", schlug Pam vor. „Wir würden es ganz ordentlich machen, und das Geld können wir auch gebrauchen."

Herr Patterson dachte eine ganze Weile nach. „Ja, die Fenster müssen geputzt werden —."

„— und wir könnten sogar Staub wischen", brachte Pam schnell einen weiteren Punkt zugunsten ihrer Sache vor. „Das würden wir nicht extra berechnen."

„Na gut." Herr Patterson war einverstanden. „Aber ich werde euch mal besuchen, um zu sehen, ob ihr auch wirklich nur saubermacht!"

„Ich verspreche es dir, Vati, wir werden nur saubermachen", sagte Pam.

„Gut", sagte Herr Patterson, „du hast das Kommando, Pam." Dann wandte er sich an die Jungen: „Und ihr beiden tut alles, was sie euch sagt, verstanden?"

Die Jungen nickten. Pat fragte: „Kann ich jetzt den Schlüssel bekommen, Vati?"

„Ihr braucht keinen", war die Antwort. „Herr Benton wohnt nebenan und hat einen Schlüssel zum Haus, falls mal ein Feuer ausbricht oder irgend etwas anderes passiert. Er läßt euch hinein. Ich rufe ihn gleich an und sage ihm Bescheid."

„Herr Benton", überlegte Danny laut. „Ist das der Mann mit den Fahrrädern?"

Herr Patterson nickte. „Richtig, Danny. Ein netter Mann. Sehr hilfsbereit. Er hat mir angeboten, als Nachbar ein bißchen auf das Haus aufzupassen."

Danny kannte Herrn Benton. Die meisten Jungen kannten ihn.

Harvey Benton war ein Autohändler, aber er verkaufte auch neue und gebrauchte Motor- und Fahrräder. Viele Jungen hatten ihr Fahrrad bei ihm gekauft, und wenn sie eine Reparatur daran hatten, brachten sie es zu ihm in die Werkstatt.

Herrn Albrights Haus war am Ende der Stadt, ein mittelgroßes Gebäude aus grauem Stein.

„Das ist Herrn Albrights Haus." Pam wies darauf. „Das daneben muß also Herrn Benton gehören."

Ein Mann war vor dem Haus und sprengte den Rasen. Als die Kinder näher herankamen, erkannten sie den Autohändler. Er lächelte sie an. Dann sah er auf die Eimer, die an der Lenkstange der Jungen klapperten, und auf den Haufen Putztücher und Fensterputzmaterial in Pams Korb und sagte: „Ihr seid sicher das Putzkommando. Herr Patterson hat mich eben angerufen."

Herr Benton hob den Schlauch wieder auf. „Wenn ihr noch etwas braucht, sagt mir Bescheid“, sagte er.

„Wir haben alles, was wir brauchen“, versicherte Pam, „außer Wasser“.

„Drüben ist alles abgestellt“, Herr Benton wies zu dem anderen Haus hinüber. „Heizung, Licht, Wasser, alles. Ihr müßt hier Wasser holen.“

Die Kinder verloren keine Zeit. Sie füllten ihre Eimer und borgten sich eine Trittleiter, damit sie auch die oberen Fenster erreichen konnten, und begaben sich an die Arbeit.

„Wir fangen außen an“, entschied Pam.

Nach mehr als einer Stunde eifriger Arbeit waren die Fenster von außen geputzt. Aber obwohl sie sich große Mühe gegeben hatten, sah man keinen großen Unterschied. Die Fenster sahen immer noch trübe aus.

Pam runzelte mißbilligend die Stirn. „Der meiste Schmutz muß auf der Innenseite sein.“

„Gut“, antwortete Pat, „laß uns hineingehen und sehen, was wir über Herrn Morpho herausfinden können.“

Die Kinder hatten gehofft, daß sie allein im Haus wären, um ihre Untersuchungen fortsetzen zu können. Aber sie waren kaum hineingegangen, als auch schon Herr Benton kam. Er ging mit ihnen von einem Zimmer ins andere. Sie wurden ganz nervös und wünschten, daß er wieder zu seinem eigenen Haus ginge.

„Warum drückt er sich eigentlich hier herum?“ flüsterte Pat wütend.

Danny zuckte mit den Achseln. „Vielleicht will er aufpassen, daß wir nichts stehlen.“

„Vielleicht geht er, wenn wir ganz eifrig arbeiten und gar nicht mehr auf ihn achten“, schlug Pam vor.

Das funktionierte auch nicht. Der Autohändler blieb weiter da. Er sagte nichts, sah ihnen nur zu. Schließlich sagte er doch etwas: „Ich glaube nicht, daß ihr etwas finden werdet“, sagte er.

Pat sah ihn an.

„Ich meine Hinweise“, sagte Herr Benton. „Ihr versucht doch, den Museumsdiebstahl aufzuklären, nicht wahr?“

Pat war sprachlos vor Überraschung und konnte nur nicken. Danny war genau so überrascht und fragte: „Woher wissen Sie, daß wir an dem Fall arbeiten, Herr Benton?“

„Das muß mir wohl jemand erzählt haben“, war die Antwort. „Soll es denn ein Geheimnis bleiben?“

Danny schüttelte zögernd den Kopf. „N-nein, ich glaube nicht. Sie haben doch Herrn Albright gekannt, nicht wahr?“

Benton nickte. „Natürlich, wir waren doch Nachbarn.“

„Hat er jemals über jemand gesprochen, der Morpho heißt?“ fragte Danny.

Der Autohändler schüttelte den Kopf. „Zu mir nicht. Morpho ... was für ein merkwürdiger Name. Nein, den Namen hätte ich bestimmt behalten, wenn ich ihn einmal gehört hätte. Was hat denn dieser Morpho mit dem Fall zu tun?“

„Wir nehmen an, daß er Herrn Albrights heimlicher Partner war“, erklärte Pam.

„Wirklich?“ Herr Benton sagte das Wort ganz sanft. Dann spitzte er den Mund und sah sehr nachdenklich aus.

„Wir dachten, daß wir im Haus vielleicht etwas über ihn finden würden“, sprach Pat weiter.

Herr Benton schüttelte wieder den Kopf. „Da habe ich wenig Hoffnung.

Die Polizei war nach dem Unfall hier und hat alles gründlich durchsucht."

Die Kinder hatten unentwegt gearbeitet, seitdem sie ins Haus gekommen waren. Nun standen sie vor dem letzten Zimmer, dessen Fenster noch geputzt werden mußten.

„Dies ist das Studierzimmer", sagte Herr Benton und öffnete die Tür. „Hier war Max am liebsten."

Das Studierzimmer war groß, quadratisch und sehr gut eingerichtet. Die Kinder standen in der Tür und sahen rechts einen Kamin. Darüber stand auf dem Sims eine elegante Uhr, von zwei Porzellanvasen eingerahmt. An einem Ende des Simses stand ein schönes Segelbootmodell und am anderen Ende ein altenglisches Trinkhorn.

Mitten im Zimmer war ein gewaltiger Mahagonischreibtisch. Außerdem gab es noch zwei große, behaglich aussehende Lederstühle, eine Fußbank, ein paar kleine Tische und Lampen, einen Wandschirm und ähnliche Dinge. Die Wände waren fast vollständig von Bücherregalen bedeckt, in denen Hunderte von schön gebundenen Büchern standen. In einem Winkel stand ein hoher Aktenschrank aus Metall.

Aber für Pam gab es im ganzen Zimmer nur einen Gegenstand, und sie konnte nichts anderes ansehen. „Ooh, seht doch nur", hauchte sie. „Habt ihr schon einmal so etwas Schönes gesehen?"

Weil seine Schwester zum Kamin hinübersah, nahm Pat an, daß sie das Segelschiff auf dem Sims meinte. „Ja", sagte er, „das ist wirklich Klasse. Ich möchte auch so ein Boot haben."

„Ich meine das!" rief Pam und zeigte auf ein Bild im Goldrahmen, das über dem Kamin an der Wand hing. Es war ein Bild von einem herrlichen blauen Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln.

Danny wunderte sich, daß er es nicht schon eher gesehen hatte. Es war wirklich das Allerschönste im Zimmer. „Herr Albright muß wirklich Schmetterlinge sehr gern gehabt haben", sagte er. „Er hat sogar Bilder davon gesammelt."

„Es ist sehr schön, nicht wahr?" sagte auch Herr Benton. „Aber Max — Herr Albright — hat das Bild nicht gekauft. Er hat es selbst gemalt. Das ist eigentlich seltsam. Er hätte wirklich ein begabter Künstler werden können, wenn er dabei geblieben wäre. Aber soweit man weiß, ist dies das einzige Bild, das er gemalt hat."

„Er muß wirklich ein merkwürdiger Gauner gewesen sein", sagte Pat, „wenn er Bilder malte und Schmetterlinge sammelte und so."

„Oh, zu gern würde ich auch ein solches Bild haben", seufzte Pam.

„Ja", sagte ihr Bruder hastig, „es ist hübsch, aber jetzt müssen wir arbeiten. Wir wissen immer noch nicht, wer Herr Morpho ist!" Er sah Herrn Benton fragend an: „Sind Sie sicher, daß Sie noch nie von Herrn Morpho gehört haben?"

Der Mann aus dem Nebenhaus schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, da kann ich euch wirklich nicht helfen. Ich kannte Max recht gut bevor er ins Gefängnis kam. Ich hätte mir natürlich nicht träumen lassen, daß er nicht ehrlich wäre — und ich kann mich nicht erinnern, daß er den Namen Morpho jemals erwähnt hatte."

„Dann wissen wir wirklich nicht weiter", sagte Pat ärgerlich. „Niemand hat jemals von diesem komischen Herrn Morpho gehört, und wir können niemand finden, der so heißt. Wer ist er überhaupt, und wo ist er?" Der

Das Geschenk des Weihnachtsmannes

VON THELMA J. HARRISON

Der Weihnachtsmann sah auf das kleine Hündchen. Was für ein niedliches Kerlchen! Es hatte ein weiches schwarzes Fell und hübsche braune Augen. Es hatte auch eine rosa Nase, die überall herumschnüffelte. Die Schnauze ging an beiden Seiten nach oben und sah aus, als ob sie immer lächelte. Das kleine Stummelschwänzchen wedelte hin und her. Wenn das Hündchen glücklich war oder sich über etwas freute, wedelte das Schwänzchen ganz schnell. Das Schwänzchen wedelte jetzt ganz schnell, weil der Weihnachtsmann mit dem Hündchen sprach.

„Du bist ein niedliches Hündchen", sagte der Weihnachtsmann, als er sich herabbeugte, um den kleinen schwarzen Hund hochzunehmen. „Jawohl, du bist ein niedliches Hündchen! Ich möchte dich am liebsten selber behalten. Im Augenblick besinne ich mich nicht darauf, welche Kinder es waren, die zu Weihnachten ein Hündchen haben wollten. Ich sehe mal lieber auf meiner Liste nach."

Der Weihnachtsmann schob das kleine Hündchen unter den Arm, ging zu seinem Schreibtisch, nahm die Liste und machte es sich im Schaukelstuhl gemütlich.

Während der Weihnachtsmann hin- und herschaukelte, schmiegte sich das Hündchen in seinen warmen Schoß und schlief ein. Der Weihnachtsmann setzte seine Brille auf und begann, seine Liste zu lesen.

„Hmmm", sagte er, „Thomas Wilke, Thomas Wilke möchte einen Hund haben. Er möchte am liebsten ein schwarzes Hündchen haben. Hmmm. Thomas ist ein lieber kleiner Junge, aber er hat eine schlechte Angewohnheit. Er ist vergeßlich! Er vergißt, sein Dreirad mit in die Wohnung zu bringen. Er läßt es auf dem Bürgersteig liegen, wo jemand darüber stolpern kann. Er vergißt, sein Spielzeug wegzuräumen — er läßt es mitten auf dem Wohnzimmerfußboden liegen. Er vergißt, seine Kleidung wegzulegen. Manchmal vergißt er sogar, seine Zähne zu putzen. Nein, ich finde, Thomas Wilke sollte dies Hündchen nicht bekommen. Er könnte vergessen, es zu füttern."

Der Weihnachtsmann blätterte in der dicken Liste weiter. „Mal sehen. Wer möchte sonst noch einen Hund haben? Hmmm. Hier ist Lüder Schmidt. Lüder ist ein ziemlich arti-

---

Junge war verärgert.

Aber niemand konnte diese Frage beantworten. Es war und blieb ein Geheimnis, wer Herr Morpho war und wo er sich aufhielt!

(Fortsetzung folgt)

ges Bürschchen. Er würde schon gut für ihn sorgen; aber oh! Lüder neckt gern andere. Er könnte das Hündchen am Schwanz zupfen oder ins Ohr zwicken. Dies niedliche kleine Hündchen würde dort nicht glücklich werden. Nein, o nein! Ich kann Lüder dies Hündchen nicht geben. Ich muß jemand finden, der recht lieb zu ihm ist."

Der Weihnachtsmann blättert weiter. „Hier ist ein kleines Mädchen, das ein Hündchen haben möchte. Ihr Name ist Jutta Dreher. Ja, ich besinne mich auf Jutta. Sie ist so ein hübsches kleines Mädchen. Meistens ist sie artig, sehr artig sogar; aber wenn sie schlechter Laune ist, stampft sie mit den Füßen und stößt um sich. Dann setzt sie sich auf den Fußboden und weint. Hmmm, hier ist eine Bemerkung. Jutta hat ihre Puppe mit den Füßen gestoßen und zerbrochen. Und einmal hat Jutta ihren Teddybären gestoßen und da ist ein Teil der Füllung herausgekommen. Nun, ich denke, Jutta sollte diesen niedlichen kleinen Hund nicht haben. Nein, gewiß nicht", sagte der Weihnachtsmann und tätschelte das Hündchen. „Nun, wer soll das Hündchen denn bekommen? Ich glaube, ich behalte es selber. Ja, ich denke, das tue ich."

Während der Weihnachtsmann in seinem Stuhl hin- und herschaukelt, krault er den kleinen schwarzen Hund hinter den seidigen, schwarzen Ohren; dann begannen seine Augen zu funkeln. Sein rundes Bäuchlein begann zu zittern. Er fing zu lachen an. „Nein, mein Hündchen", sagte er, „ich werde dich doch nicht behalten. Mir fällt gerade ein Brief ein, den ich gestern mit der Post erhielt. Der Brief war mit ‚Heinz' unterschrieben. Er ist nur ein einfacher Junge. Er wird daran denken, dich jeden Tag zu füttern. Er wird dich streicheln und mit dir spielen. Er wird gut zu dir sein. Jawohl, Heinz ist der Junge, der dies Hündchen bekommen soll."

Der Weihnachtsmann stand vom Schaukelstuhl auf und setzte das Hündchen auf den Fußboden. Während es hin- und herlief und überall schnupperte, fand der Weihnachtsmann eine Schachtel mit lustigen roten Weihnachtsglocken draufgemalt. Er fand ein weiches dickes Kissen, das er am Kamin wärmte. Als es warm war, tat er es unten in die Schachtel. Er setzte das Hündchen auf das warme Kissen. Der Weihnachtsmann knöpfte seinen Mantel hoch am Hals zu, setzte seine warme, pelzbesetzte Mütze auf, zog Handschuhe an und verabschiedete sich liebevoll von Frau Weihnachtsmann. Dann nahm er die Schachtel mit dem Hündchen hoch, stieg in sein Flugzeug und flog fort.

Er flog und flog und flog. Dann war er schließlich am Ziel, genau über der Stadt, wo Thomas, Lüder, Jutta und Heinz wohnten.

Leise und schnell schlüpfte er in Thomas' Haus hinein. Er ließ dort eine Eisenbahn, einen Fußball, Bonbons und ein paar Nüsse zurück. Auch einen Spielzeughund, der gehen konnte, wenn man ihn aufzog.

Lüder brachte er ein kleines Flugzeug, einen Cowboy-Anzug, Bonbons und ein paar Nüsse. Er brachte ihm einen kleinen Spielzeughund, dessen Schwanz sich immer drehte. Er ließ bei Jutta im Haus eine hübsche Puppe zurück, die gehen konnte, Puppengeschirr, Bonbons, ein paar Nüsse und einen kleinen wolligen Hund auf Rädern.

Aber er brachte Heinz außer Bon-



bons und Nüssen und Spielzeug eine Schachtel, auf die rote Weihnachtsglocken gemalt waren. In der Schachtel saß mollig warm auf einem weichen Kissen das kleine, süße schwarze Hündchen, das laufen und bellen konnte. Das Hündchen konnte schlafen und Bällen nachjagen. Sein Schwanz konnte sehr schnell hin- und herwedeln, wenn es glücklich war.

Und das tat das Schwänzchen auch am Heiligabend. Gerade, als die Kerzen angezündet waren, wachte das Hündchen in der Schachtel unter dem Weihnachtsbaum auf. Es schnüffelte überall herum. Dann lief es in Heinz' Zimmer, stellte sich auf die Hinterbeine und bellte. „Wau“, bellte das kleine schwarze Hündchen. „Spiel mit mir.“ „Oh!“ sagte Heinz. „Ein Hündchen! Ein richtiges, lebendiges Hündchen! Der Weihnachtsmann hat mir genau das gebracht, das ich haben wollte: ein schwarzes Hündchen!“ Heinz nahm das Hündchen hoch, und das Schwänzchen wedelte hin und her.

Verbinde die Punkte!



Freude. Er wußte, daß *Michael Haydn*, der Bruder des berühmten Joseph Haydn, dort Musikdirektor gewesen war. Ohne Zweifel hatte Haydn „Stille Nacht, heilige Nacht" komponiert.

In jener Nacht schrieb Ludwig eilig einen Brief an König Friedrich Wilhelm: „Das Geheimnis ist gelöst."

Nun mußte Ludwig Erk seine Schritte nach Salzburg lenken, um seine Theorie zu bestätigen. Er war ganz sicher, daß er die Originalnoten von „Stille Nacht" unter Haydns Manuskripten finden würde, die seit seinem Tode dort aufbewahrt wurden.

Als er in Salzburg eintraf, wurden ihm alle Manuskripte des großen Komponisten zur Inspektion zur Verfügung gestellt. Aber obgleich er sie sämtlich aufs genaueste durchsuchte, fand Ludwig nicht, was er suchte. Die Noten von „Stille Nacht, heilige Nacht" waren nirgends zu finden.

Mit betrübtem Herzen wandte sich Ludwig Erk wieder heimwärts. Jemand anders würde die Suche fortsetzen. Vater Ambrosius im Kloster in Salzburg begann, sich den Kopf über den Dompfaff zu zerbrechen. Er wußte von einer Sitte unter den Chorjungen: Um sich Taschengeld zu verdienen, fingen sie einen Dompfaff, schlitzten ihm die Zunge und lehrten ihn zu singen.

Wer jenem Vogel das Lied beigebracht hatte, mußte etwas über die Herkunft von „Stille Nacht" wissen.

Als er allein war, begann der Abt ein paar Takte von „Stille Nacht" auf die Weise zu pfeifen, daß es wie das Singen des Dompfaffs klang. Er brauchte nur wenige Tage dazu, bis er die merkwürdige Musik vollkommen beherrschte.

Eines Nachmittags, als die Jungen die Chorübung beendet hatten, verbarg sich Vater Ambrosius in der Nähe eines offenen Fensters und pfiff ein paar Takte von „Stille Nacht", daß es wie von einem Dompfaff klang.

Unten im Hof hörten die Jungen die Töne.

„Heda, Felix", rief ein Junge, „dein Vogel ist wieder da!"

Im nächsten Augenblick gewahrte Vater Ambrosius, daß ein Junge vorsichtig am Fenstervorsprung hochkletterte. Wer auch immer es sein mochte, es schien offensichtlich, daß er vorhatte, den verlorenen Vogel wieder einzufangen.

Der Abt hörte, wie die Fußtritte sich heimlich näherten.

Endlich war er drauf und dran, durch das offene Fenster zu steigen.

Aber statt dessen ergriffen Vater Ambrosius' lange, feste Arme den Jungen und zogen ihn hinein.

„Wer bist du?" fragte der Abt.

„Ich heiße Felix Gruber", antwortete der Junge.

„Und wie kommt es, daß dein Vogel jenes Lied lernte?" erkundigte sich Vater Ambrosius.

„Nun, mein Vater hat es geschrieben! Er heißt Franz Gruber, und er unterrichtet in Hallein. Er ist dort Organist und Chorleiter."

Endlich war das Rätsel um „Stille Nacht, heilige Nacht" gelöst.

Von Franz Gruber, dem Vater des kleinen Felix, hörte Vater Ambrosius die Geschichte, wie Vater Joseph Mohr, Hilfspfarrer der St.-Nikolaus-Kirche in Oberndorf, Österreich, inspiriert worden war, die Worte zu schreiben, und wie er sie dem Organisten brachte und diesen bat, sie zu Musik zu setzen. Franz Gruber hatte sehr schnell eine Melodie niedergeschrieben, und das liebliche Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" war am

Weihnachtstage 1818 das erstemal gesungen worden.

Die Suche, die Ludwig Erk begonnen hatte, war von Vater Ambrosius beendet worden.

Der gute Abt verlor keine Zeit, seine wertvolle Nachricht zu verbreiten und bald wußte jeder, vom einfachsten Bauern bis zu Mendelssohn und König Friedrich Wilhelm, die ganze Geschichte. Als Ergebnis fanden Joseph Mohr und Franz Gruber endlich die wohlverdiente Anerkennung als Verfasser und Komponist eines der beliebtesten Weihnachtslieder der Welt, „Stille Nacht, heilige Nacht". ○

Spaß mit Walnüssen

PEGGIE GEISZEL

Zum Schmücken

Aus Walnußschalen kann man hübschen Schmuck basteln, um ihn an den Weihnachtsbaum oder an eine Lampe zu hängen, und er hält viele Jahre lang. Öffnet die Schale vorsichtig und nehmt die Nuß heraus. Klebt dann die beiden Hälften wieder zusammen und legt dabei einen Woll- oder Goldfaden dazwischen, um sie daran aufzuhängen. Bemalt die Walnüsse mit Gold- oder Silberfarbe. Ihr werdet sehen, wie schön sie glänzen, wenn ihr sie dann irgendwo aufhängt!

Als Überraschung

Öffnet die Walnuß und nehmt die Nuß heraus. Schreibt für jedes Familienmitglied einen Wunsch, einen Vers oder einen Weihnachtsgruß auf einen kleinen Zettel. Faltet die Zettel und legt je einen in eine leere Walnuß. Klebt die Hälften zusammen und wickelt sie in Folienpapier ein. Legt diese Überraschungen auf die Servietten auf dem Tisch.

Vielleicht möchtet ihr die Walnüsse auch in eine hübsche Schale legen, damit jeder sich eine aussuchen kann.

Kleine Nußkörbchen

Aus einer leeren Walnußhälfte könnt ihr einen ganz kleinen Korb basteln. Als Griff nehmt ihr ein Stück festes Band oder Buntpapier. Schneidet es 10 cm lang und 2 cm breit zu und klebt die Streifen auf beiden Seiten der Schale fest. Legt dann die kleinsten Süßigkeiten, die ihr finden könnt, in den Korb. Das ist ein hübsches Geschenk, wenn ihr Freunde besucht. ○

Das Weihnachtswunder

VON FRANCES B. WATTS

Eine Nacht vor Weihnachten saß Berti, der Bär, in seinem großen Lehnstuhl am Ofen. Draußen im Wald heulte der Nordwind. Die Bäume sahen wie Eisberge aus. Sie waren über und über mit Schnee bedeckt. In Bertis Behausung aber war es recht gemütlich. Im Kamin glühten die großen Holzscheite. Das gab eine schöne Wärme.

Mit einem zufriedenen Seufzer legte Berti seine Beine auf einen Schemel und begann, an einem Stück Zuckerrohr zu schlecken. Da hörte er plötzlich über sich auf dem Dach seiner Behausung erst ein ganz feines Schlürfen, dann ein ohrenbetäubendes Getöse, und schließlich einen dumpfen Schlag. Danach vernahm er lautes Zischen wie von einem Schlitten, der über das Dach glitt und dann durch die Lüfte sauste.

„Um Himmels willen", sagte Berti erschrocken und streifte seine Ohrenschützer über den Kopf, „einen solchen Lärm habe ich ja noch nie gehört. Ich muß sofort heraus und nachsehen, was da los ist."

Berti warf seinen Kittel über, öffnete vorsichtig die Tür und stürzte sich schließlich in das tobende Winterwetter. Der Nordwind heulte und rüttelte die Baumkronen. Die Schneeflocken wirbelten nur so um Berti herum. Bäume und Sträucher duckten sich unter der Last des Schnees. Berti zitterte vor Kälte.

Da entdeckte Berti in einer großen Schneewehe einen großen Sack. Er nahm den Sack an sich und trug ihn in seine Behausung. Als er ihn vorsichtig öffnete, rief er verwundert aus: „O wie wunderbar! So viele schöne Geschenke habe ich noch nie gesehen!" Da waren Schlittschuhe, leuchtend rote Schlitten, Dutzende von Puppen mit blonden Locken, Fußbälle, Lastwagen und Autos, Süßigkeiten und viele kleine Spielzeuge, die das Herz kleiner Mädchen und Jungen erfreuen sollten.

Dann entdeckte Berti einen kleinen weißen Zettel an dem Sack. Darauf stand: „Diese Sachen sind für die Kinder in Kitschamako bestimmt."

„Tja", sagte Berti, und kratzte sich am Ohr, „jetzt ist die Sache ja ganz klar: das war der Nikolaus mit seinem Schlitten, der durch den Wald sauste, um den Weg abzukürzen! Der Sack ist vom Schlitten gefallen, als sie über mein Dach fuhren. Sicher hat der Nikolaus es gar nicht bemerkt."

Berti setzte sich in seinen großen Lehnstuhl. Er legte wieder die Beine hoch, ganz nahe bei dem schönen, wärmenden Feuer. Draußen war es so bitter kalt, und hier innen war es so gemütlich. „Ich kann wirklich gar nichts für die armen Kinder tun", seufzte er, „für die Kinder von Kitschamako. Die armen Jungs und Mädels tun mir wirklich leid. Aber

schließlich hat der Nikolaus die Sachen verloren, und nicht ich!"

Etwa eine Stunde ruhte sich Berti am warmen Kaminfeuer aus. Aber je länger er dort saß, desto trauriger wurde er. Immer mußte er an die Kinder von Kitschamako denken. Er stellte sich ihren Kummer vor, wie sie weinen würden, wenn sie feststellen, daß der Nikolaus bei ihnen vorbeigefahren war, ohne zu halten. Schließlich sagte Berti: „Ich muß einfach etwas tun, und wenn die Nacht noch so bitter kalt ist. Ich muß heute Nacht den Nikolaus spielen. Mag das Wetter für Mensch und Tier noch so grausam sein, ich will die Kinder zu Weihnachten glücklich machen."



Damit nahm er wieder seinen Kittel, hob den Sack auf und warf ihn mit einem Schwung auf seinen breiten Bärenrücken. Dann gab er sich selbst einen Ruck und stürzte sich in die tobende Winternacht. Durch tiefe Schneeverwehungen stapfte Berti tapfer vorwärts. Nur mühsam schleppte er sich durch den Schneesturm weiter. Der Wind war so schneidend, daß Bertis Gesicht ganz dunkel wurde vor Kälte. Unerschrokken aber lief er weiter in Richtung auf Kitschamako.

Kurz vor Mitternacht konnte Berti befreit aufatmen. „Kitschamako!" rief er freudig aus, „endlich habe ich es geschafft."

Nun begann Berti zu handeln, so schnell, wie der Nikolaus selbst es getan hätte. Durch die Kamine der Häuser ließ er die Geschenke hinunter, die Nikolaus im Wald verloren hatte. Dann machte Berti sich wieder auf den Rückweg. „Eigentlich war es gar nicht so kalt", sagte er glücklich zu sich selber. „Sobald ich an die Kinder dachte und nicht mehr an mich selbst, spürte ich die Kälte fast gar nicht mehr!"

Als aber der Weihnachtsmorgen in Kitschamako heranbrach, waren alle Kinder glücklich. Zugleich aber waren sie sehr erstaunt. Auf allen Straßen, in jedem Hof waren deutlich die Fußspuren eines großen Bären zu sehen. Das war sehr verwunderlich. „Ist Nikolaus am Ende ein Bär?", fragten die Kinder. Bis auf den heutigen Tag aber haben die Kinder nicht herausbekommen, wieso und warum es damals am Weihnachtsmorgen soviel Bärenspuren in Kitschamako gegeben hat. Nur Berti selbst wußte es! ○

Ein Junge mit einer Bestimmung



HAZEL W. LEWIS

Über die frühe Kindheit des Propheten Joseph Smith ist wenig bekannt. Selbst seine Mutter sagt in der Geschichte, die sie über ihren Sohn schreibt: „In seinen ersten Jahren geschah nichts außer all den Kleinigkeiten, die für diese Jahre typisch sind." Weil Lucy Mack Smith und ihr Mann den Lebensunterhalt für ihre ständig wachsende Familie mühsam verdienen mußten, hatte sie wohl wenig Zeit, diese Kleinigkeiten aufzuschreiben.

Obwohl Mutter Smith sagt, daß in der frühsten Kindheit Josephs nichts Außergewöhnliches geschah, wuchs er doch in einer Atmosphäre auf, wo große Liebe für Eltern und Geschwister den Grundstein einer glücklichen Familie bildete. Obwohl es der Familie oft an materiellen Dingen mangelte, lernten die Kinder doch, zu arbeiten, zu glauben und einander beizustehen. Diese Eigenschaften waren Joseph sein ganzes Leben lang nützlich.

ZWEI TAGE VOR WEIHNACHTEN

An einem kalten Wintertage, am 23. Dezember 1805, wurde in der Stadt Sharon in Windsor County im Staate Vermont in der Familie Smith ein kleiner Junge geboren. Wir können uns vorstellen, wie Mutter Smith ihr Baby an sich drückte und den anderen Kindern, dem siebenjährigen Alvin, dem fünfjährigen Hyrum und der kleinen zweijährigen Sophronia, erzählte, daß das neue Baby Joseph heißen sollte, genau wie sein Vater. Wie wenig ahnte Josephs Mutter von den herrlichen Aufgaben, die ihr Sohn während seines Erdenlebens erfüllen würde!

Solange die Familie in Sharon wohnte, hatte Josephs Vater eine Farm gepachtet, die er im Sommer bebaute. Die Familie zog an der Grenze der Staaten Vermont und New Hampshire in verschiedene kleine Städte. Als Joseph noch ganz klein war, zogen sie von Sharon wieder zurück nach Tunbridge, dann nach Royalton und später nach Lebanon in New Hampshire.

DAS UNGLÜCK SCHLUG ZU

Von Josephs Geburt bis zu der Zeit, als sein Vater nach Lebanon zog, wurden der Familie Smith noch drei Kinder geboren: Samuel, Ephraim (der nur Tage am Leben blieb) und William.

Als die Familie nach Lebanon zog, schien die Zukunft sich aufzuhellen. Josephs Mutter schreibt über diese Zeit:

Hier ließen wir uns nieder und sahen voller Freude und Befriedigung, welchen Wohlstand wir durch all unsere Anstrengungen erreicht hatten, und wir verdoppelten unseren Eifer, um mehr von den Gütern dieser Welt zu erlangen.

Etwas später wurde hier in Lebanon Josephs zweite kleine Schwester, Catherine, geboren.

Die Smithschen Kinder besuchten die Schule. Hyrum war auf einer Akademie in Hanover, und die anderen Kinder im schulpflichtigen Alter besuchten die Dorfschule. Hier lernten sie Lesen, Schreiben und die Grundzüge des Rechnens. Die Familie war sehr religiös, und abends las man immer abwechselnd aus der Bibel vor.

Plötzlich brach neues Unheil über sie herein! Diesmal in der Form von Typhus, einer sehr ansteckenden Krankheit. Zuerst wurde Sophronia krank, danach steckte Hyrum sich in der Schule an und dann Alvin. Außer Vater und Mutter wurden nacheinander alle Familienmitglieder von dieser schrecklichen Krankheit angesteckt.

„DER HERR WIRD MIR HELFEN"

Joseph, der damals acht Jahre alt war, schien sich von dem Fieber zu erholen, klagte aber später über schreckliche Schmerzen in der Schulter. Der Arzt dachte, daß es sich um eine Verstauchung handele, obwohl Joseph behauptete, daß er sich solch eine Verletzung unmöglich zugezogen haben könnte. Der Arzt verordnete also eine Einreibung, die aber keine Linderung brachte. Nach mehreren Wochen tat die Schulter immer noch unerträglich weh. Auf dem Rücken zeigte sich eine Infektion, die sich dann im Bein festsetzte. Sein Bein schwoll an, und er litt große Schmerzen. Nach einigen Wochen kam ein Arzt und nahm zweimal einen Einschnitt am Bein vor. Dadurch wurden die Schmerzen erleichtert, aber als die Wunde zuheilte, schwoll das Bein so stark an, daß

mehrere Chirurgen zugezogen wurden. Nach einer Beratung entschieden sie, daß Josephs Leben nur durch eine Amputation gerettet werden konnte. Mutter Smith war sehr betrübt. Sie fragte die Ärzte, ob sie nicht das angegriffene Stück Knochen entfernen und so das Bein retten könnten. Das wollten sie dann auch tun.

Damals benutzten die Ärzte keine Narkosemittel, wie es heute der Fall ist. Deswegen wollten sie Joseph vor der Operation am Bett festbinden. Aber Joseph war ein tapferer Junge, er wollte sich weder festbinden lassen, noch Wein oder Schnaps trinken, den die Ärzte ihm geben wollten, um die Schmerzen zu erleichtern. Er sagte: „Ich werde keinen Tropfen Alkohol anrühren und mich auch nicht festbinden lassen, aber ich will Ihnen sagen, was ich tun möchte: Mein Vater soll neben mir sitzen und mich im Arm halten, dann will ich alles tun, was nötig ist, um den Knochen herauszunehmen." Er bat seine Mutter, aus dem Zimmer zu gehen, weil er sie nicht leiden sehen wollte. Er sagte: „Mutter, versprich mir, daß du nicht hierbleibst, ja? Der Herr wird mir helfen, und ich werde es überstehen."

Joseph erholte sich langsam von dieser schmerzhaften Operation. Seine Eltern erkannten, wie heldenhaft sich ihr Sohn verhalten hatte. Während seiner Genesung fuhr Joseph mit seinem Onkel Jesse Smith nach Salem in Massachusetts. Seine Eltern dachten, daß die Seeluft ihm vielleicht guttun würde. Seine Gesundheit besserte sich, und sein Bein wurde kräftiger. Als er nach Lebanon zurückkehrte, hinkte er nur noch ganz leicht.

NACH PALMYRA

Als alle wieder gesund waren, zog die Familie über den Fluß Connecticut zurück nach Norwich in Vermont. Hier pachteten sie eine Farm, die einem Herrn Murdoch gehörte. Zwei Jahre hintereinander hatte Josephs Vater Mißernten. Im dritten Jahr vernichtete ein starker Frost die Saat. Da beschloß Vater Smith, in den Staat New York zu ziehen und dort nach gutem Farmland zu suchen. Wenn er Erfolg hätte, wollte er seine Frau und seine acht Kinder (inzwischen war ein weiteres Kind, Don Carlos, geboren) nachkommen lassen.

Mutter Smith und die Kinder hatten viel zu tun, um diese Wagenfahrt nach Palmyra vorzubereiten. Sie schreibt: „Ich und die größeren Kinder mühten uns sehr, bis wir das Gefühl hatten, daß wir für eine sofortige Abreise gerüstet seien."

Bald darauf forderte Josephs Vater sie in einem Brief auf, nachzukommen.

BIRKENBESEN UND LEBKUCHEN

Der kleine Joseph war zehn Jahre alt, als seine Eltern in den Staat New York zogen. In den ersten zwei Jahren mieteten seine Eltern ein Haus in Palmyra, eine Stadt mit 2 187 Einwohnern.

Da sie gern eine Farm pachten wollten, ging die ganze Familie sofort an die Arbeit. Alvin arbeitete als Zimmermannsgehilfe in einer Gruppe, die Pionierhäuser baute. Vater Smith, der auf vielen Gebieten geschickt war, fertigte Korbstühle, Körbe und Birkenbesen an. Er grub Brunnen und Zisternen und baute rohe Kamine und Steinmauern. Er half den Bauern bei der Ernte. Manchmal nahm er Hyrum und den kleinen Joseph zur Hilfe mit. Mutter Smith, die eine gute Köchin war, eröffnete einen Laden für Kuchen und Rootbeer, der besonders an Samstagen und Feiertagen viele Kunden hatte. Wie die Kinder in der Nachbarschaft sich wohl über ihre Lebkuchen gefreut haben! Sophronia half eifrig im Laden. Sie verkauften auch Gegenstände aus Wachstuch und Stuhlüberzüge, die Mutter Smith genäht und bemalt hatte.



Die Kinder, die im schulpflichtigen Alter waren, besuchten die kleine Blockhausschule in Palmyra. Über Josephs Schulbildung ist wenig geschrieben worden, aber solange er hier zur Schule ging, benutzte er mindestens drei Schulbücher, ein Rechenbuch, ein Lesebuch und ein Religionsbuch.

EIN JUNGE, DER FRAGEN STELLT

Nicht lange nach Josephs vierzehntem Geburtstag kamen reisende Geistliche verschiedener Konfessionen (Baptisten, Methodisten und Presbyterianer) in die Gegend von Palmyra und versuchten, die Menschen zu bekehren. Die Familie Smith und ihre Nachbarn besuchten diese Versammlungen. Einige davon wurden im Schulhaus in Manchester abgehalten, die anderen in Palmyra. Die Smiths waren schon immer eine gläubige Familie gewesen, die viel in der Bibel las, aber sie hatten sich keiner Kirche angeschlossen. Schließlich beschlossen aber Mutter Smith, Sophronia, Hyrum und Samuel, sich den Presbyterianern anzuschließen. Der junge Joseph, der viele Fragen hatte und nach der Wahrheit suchte, wußte nicht, in welche Kirche er eintreten sollte.

Sein Vater und Alvin hatten sich den Methodisten angeschlossen, weil sie sich brennend für die Ansprachen eines Methodistengeistlichen, Rev. Lane interes-

sierten. Joseph hörte diesem Manne auch zu, und etwas, was er aus der Heiligen Schrift vorlas, hinterließ einen tiefen Eindruck in dem Jungen. Er ging nach Hause und las die Schriftstelle noch einmal, die Rev. Lane angeführt hatte:

„Wenn aber jemandem unter euch Weisheit mangelt, der bitte Gott, der da gern gibt jedermann und allen mit Güte begegnet, so wird ihm gegeben werden." (Jakobus 1:5)

Dieser Vers beeindruckte Joseph tief. Er wußte, daß er Weisheit brauchte, um zu entscheiden, welche Kirche die richtige sei. Er beschloß, Gott zu fragen.

An einem schönen Frühlingsmorgen im Jahr 1820 ging Joseph in den Wald, um zu beten. Er hatte noch nie versucht, laut zu seinem himmlischen Vater zu beten. Er kniete nieder und begann zu beten, aber es schien ihn eine Macht zu überwältigen, die so stark war, daß er kaum sprechen konnte. Es wurde dunkel um ihn, und er dachte, daß er vernichtet werden würde. Gerade als er sich von dieser unsichtbaren Macht, die ihn einhüllte, überwältigt fühlte, sah er eine Lichtsäule über sich. Sie schien heller als die Sonne zu sein. Dieses helle Licht kam immer tiefer herab, bis es direkt auf ihm ruhte. Dann sah er zwei strahlende, himmlische Wesen über sich in der Luft stehen. Eine dieser Gestalten deutete auf die andere und sagte: „Dies ist mein geliebter Sohn, höre ihn!" (Joseph Smith 2:17)

Joseph fragte dann, welche der religiösen Sekten richtig sei und welcher er sich anschließen solle.

„ICH HABE HERAUSGEFUNDEN ..."

Er erhielt die Antwort, daß keine recht habe und daß er sich keiner anschließen solle. Als Joseph zu sich kam, lag er auf dem Rücken und schaute zum Himmel empor. Nachdem er wieder genug Kraft hatte, ging er nach Hause.

Als er dort ankam, war Mutter Smith erschrocken über sein Aussehen. Er war sehr blaß, aber seine Augen leuchteten. Als seine Mutter wissen wollte, warum er sich so seltsam benahm, sagte er: „Ich habe herausgefunden, daß der Glaube der Presbyterianer nicht der richtige ist."

Von diesem Tag an glaubte die Familie, daß der junge Joseph tatsächlich den Vater und den Sohn gesehen hatte, und daß diese himmlischen Personen ihm gesagt hatten, daß keine der Kirchen wahr sei.

Als sein Bruder William alt geworden war, wurde er eines Tages gefragt, ob er jemals an Josephs Zeugnis gezweifelt habe. Er antwortete:

„Nein, wir hatten alle unbedingtes Vertrauen zu dem, was er sagte. Er war ein aufrichtiges Kind. Vater und Mutter glaubten ihm, warum sollten die Kinder es nicht tun? Ich denke, wenn er in anderen Dingen gelogen hätte, so hätten wir vielleicht angezweifelt, was er von den Platten erzählte, aber Joseph war ein aufrichtiger Junge. Daß Vater und Mutter seinem Bericht glaubten und dafür sogar Verfolgungen ertrugen, zeigt, daß er ehrlich war. Nein, wir haben sein Wort niemals auch nur eine Minute lang angezweifelt." ○



Der Präsidierende Bischof spricht zur Jugend über

Entscheidungen

Ungefähr 800 Jahre vor Christi Geburt hat der Prophet Joel unsere Zeit und ihre Begleiterscheinungen vorausgesehen. Er hat gesehen, daß es eine Zeit sein wird, wo die Bosheit groß ist. Er hat unsere Lage folgendermaßen beschrieben: „Es werden Scharen über Scharen von Menschen sein im Tal der Entscheidung; denn des Herrn Tag ist nahe im Tal der Entscheidung." (Joel 4:14)

Joels Prophezeiung ist sicherlich in Erfüllung gegangen, denn wir stehen „im Tal der Entscheidung". Die Herausforderungen der heutigen Zeit machen es nötig, daß wir uns entscheiden und nicht zwischen dem „Weg der Welt" und dem „Weg des Herrn" hin und her schwanken. Der Herr braucht Menschen, die von ganzem Herzen bereit sind, Ihm nachzufolgen. Wenn wir Ihm nachfolgen wollen, dann müssen wir uns Ihm ganz verschreiben und mutig zu unserer Entscheidung stehen. Er hat gesagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich." (Matth. 12:30.) Wir können die Wahrheit dieser Aussage an Männern wie Kain, Judas und Laman erkennen. Sie alle haben die Wege des Herrn gekannt; doch als sie „im Tal der Entscheidung" gestanden haben, da haben sie sich nicht dafür entschieden, dem Herrn nachzufolgen.

Wenn wir uns andererseits dem Guten verschreiben, können wir Großes erreichen. Niemand hat jemals Zufriedenheit und Erfolg erlangt, der sich nicht zuvor voll und ganz dafür entschieden hat, das Rechte zu tun.

Der Herr erwartet von den Mitgliedern der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, daß sie ständig nach den Evangeliumswahrheiten leben. Es ist einfach nicht möglich, nur von Zeit zu Zeit ein Heiliger zu sein. Jugend der Kirche, laß dich nicht zur Unaufrichtigkeit verleiten oder dazu, deine Eltern zu mißachten. Man kann nicht etwas tun, von dem man weiß, daß es falsch ist — wie beispielsweise Rauchen, Trinken, Unmoral und Unehrlichkeit —, und trotzdem seine Aufgaben in der Kirche ehrenvoll und würdig erfüllen. Man wäre ein Heuchler.

Wenn wir in den heiligen Schriften forschen, stellen wir fest, daß der Herr den achtet und erwählt, der für seine Überzeugung eintritt. Ein sehr gutes Beispiel dafür ist Saulus von Tarsus, den der Herr in Seinen Dienst berufen hat.

Saulus war ein Mensch, der nach seiner Überzeugung handelte. Wenn er davon überzeugt war, daß etwas richtig sei, so war er voll und ganz dafür eingetreten. Ohne Zweifel meinte er, richtig zu handeln, indem er das Land von den — seiner Ansicht nach — ketzerischen Christen befreite. Er war von dieser Aufgabe so besessen, daß der Verfasser der Apostelgeschichte seine fehlgeleitete Hingabe folgendermaßen beschreibt: „Saulus aber schnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger

des Herrn ..." (Apg. 9:1)

Obwohl Saulus sich einer falschen Sache verschrieben hatte, hielt ihm der Herr zugute, daß sein Eifer für eine gerechte Sache ebenso groß sein würde. Als Saulus auf dem Weg nach Damaskus war, um dort die Christen zu verfolgen, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: „Saul, Saul, was verfolgst du mich? Er aber sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken." (Apg. 9:4-6)

Und ohne Zögern und ohne zu zweifeln fragte Saulus: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?"

Er hat sich augenblicklich entschieden, und sein restliches Leben zeugt davon, daß es eine echte Entscheidung war.

Saulus hatte sich ganz dem Evangelium verschrieben, und er wurde dadurch zu einem großen Missionar. Die folgenden Worte, die er an Timotheus geschrieben hat, sind ein Beweis für seine völlige Hingabe: „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht. Darum so schäme dich nicht des Zeugnisses von unserem Herrn noch auch meiner, der ich sein Gebundener bin, sondern leide mit mir für das Evangelium nach der Kraft Gottes." (2. Tim. 1:7-8)

Die heutige Welt braucht Menschen, die sich so fest der Wahrheit verschrieben haben, daß sie nicht „den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht" besitzen.

Die Berufung des Saulus zeigt, wie sehr der Herr wünscht, daß die Menschen sich entscheiden und ihrer Entscheidung treu bleiben. Die Notwendigkeit einer völligen Hingabe und eindeutigen Entscheidung geht auch aus der folgenden Schriftstelle aus der Offenbarung hervor: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! ... ich [werde] dich ausspeien aus meinem Munde." (Offenb. 3:15-16)

Wie kann man den Punkt erreichen, wo man sich voll und ganz dafür entscheidet, nach dem Evangelium zu leben? Genügt es, zu wissen, was die Kirche lehrt? Ist etwa der Glaube daran, daß die Kirche wahr ist, eine ausreichende Grundlage für eine feste und echte Entscheidung? Oder gehört etwas mehr dazu?

Vielleicht kann uns die Mission des Simon Petrus, der ein Apostel des Herrn war, Antwort auf diese Fragen geben. Petrus hat den Herrn sehr gut gekannt. Er war drei Jahre lang mit Ihm zusammen. Er bekannte offen seinen Glauben und erkannte, wer der Meister war. Doch als Jesus von dem Hohenpriester verhört wurde, leugnete Petrus seine Zugehörigkeit zum Herrn. Nach der Kreuzigung war er verlassen und verzweifelt, und er sagte: „Ich will fischen gehen ..." (Joh. 21:3)

Erst als Petrus das Zeugnis des Heiligen Geistes empfing und sich bewußt für das Werk des Herrn entschied, konnte er in den Herrscherhäusern, auf der Straße, im Gefängnis, an allen Orten mutig von Jesus Christus zeugen. Er bekannte sich an Pfingsten voll und ganz zum Herrn und hielt sein Leben lang an dieser Entscheidung fest.

Auch wir müssen uns auf dieselbe Weise entscheiden. Wir müssen das Zeugnis vom heiligen Geist erlangen, daß das Evangelium von Gott ist, und dann müssen wir uns bewußt entschließen, nach den Grundsätzen des Evangeliums Jesu Christi zu leben. Dieser letzte Schritt ist wichtig; die Entscheidung kommt nicht automatisch, sie ist kein isolierter Vorgang. Wir können die Entscheidung nur bewußt und wissentlich treffen. Wir müssen wie Saulus fragen: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?" Dann müssen wir dem Willen des Herrn folgen.

Wenn ein junger Mann vor seinen Kameraden einen gerechten Entschluß faßt, dann handelt er auch gewöhnlich danach.

Es ist keineswegs leicht, sich zu entschließen, nach dem Evangelium zu leben. Doch ihr und ich, wir können im Reich Gottes keine Erhöhung finden, wenn wir uns nicht dazu entschließen. Wir stehen jetzt „im Tal der Entscheidung", und wir müssen wie Josua mit Bestimmtheit sagen: „... Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." (Josua 24:15)

○



Das Weihnachtslamm

ELAINE M. MURRAY

Sie hätten Kim wahrscheinlich an diesem Tage nicht erkannt — an dem Tage, als er den Weihnachtsraum in der Kunstausstellung besuchte. Das war ungefähr der einzige Tag im Jahr, wo er sich nicht beschwerte, daß er gekämmt wurde und seine guten Sachen anziehen mußte. Er hatte sich sogar allein die Ohren gewaschen und die Fingernägel gesäubert, ohne daß ihn jemand daran erinnern mußte. Nein, Sie hätten ihn nicht erkannt, als er diesen schönen, friedlichen Raum betrat, in dem ganz leise Musik ertönte. Kims Augen strahlten immer, aber als er heute in den Weihnachtsraum eintrat, war ein ganz neues Leuchten in seinen Augen — nicht sein tägliches Strahlen, das an einen murmelnden, lachenden Bach erinnerte, der fröhlich über die Felsen purzelte, sondern es war wie das Leuchten eines klaren, tiefen Bergsees, wenn die Strahlen der Sonne ihm einen beinahe himmlischen Glanz verliehen. Soviel Tiefe und Liebe entdeckte man, als er jedes Bild in diesem besonderen Raum betrachtete.

Hier durfte nicht jedes Bild aufgehängt werden, denn dieser Raum wurde jedes Jahr nur zur Weihnachtszeit geöffnet. Es mußten die besten Bilder sein, nicht nur gute. Sie mußten mehr darstellen als ein Beispiel für gute Maltechnik, denn dieser Raum sprach nicht nur den Blick, sondern auch das Gefühl an. Man stellte sich nicht vor ein Bild und sagte: „Wirklich gut gemalt, ich möchte den Künstler gern kennenlernen." Man sah vielmehr hin, ging näher heran und sagte bei sich selbst: „Ich wollte, ich wäre damals bei jener ersten Weihnacht dabeigewesen! Ich wünschte, ich könnte Jesus sehen." So wurden zwar viele Bilder eingereicht, aber nur wenige angenommen, im allgemeinen nur eins in jedem Jahr.

Kim saß auf der Bank, die mitten im Raum stand, und rutschte schweigend darauf weiter, während er jedes Bild intensiv betrachtete und in sich aufnahm, was es zu sagen hatte. Hier hatte er es niemals eilig. Morgens waren hier selten viele Leute, deswegen wählte er immer diese Tageszeit. Er freute sich zuerst über jedes der vertrauten Bilder und hob sich die neuen bis zuletzt auf. Jedes hatte ihm etwas Besonderes zu sagen, aber an diesem letzten war etwas, das ihn ganz besonders lange festhielt. Was war hier anders? Er hatte das merkwürdige Gefühl, daß er es vorher schon einmal gesehen hätte, aber das war ganz unmöglich, denn es war ja das neue. Es konnte noch nirgends anders ausgestellt worden sein. Er ging näher heran. Die Szene war typisch: die heilige Familie im Stall, die Tiere in der Nähe. Die Hirten waren auch dort, sie standen und knieten vor dem Christkind. Der neue Stern am Himmel schien strahlend und beleuchtete die Wiege und das schlafende Kind. Es mußte der ganz junge Hirte sein, der ihn immer mehr anzog, der kleine direkt an der Tür. Er drückte sein Gesicht in die weiche, weiße Wolle des Lamms, das er trug. Die Augen des kleinen Hirten waren von Staunen und Liebe erfüllt. Sie schienen zu sagen: „Dies ist also das Kind, das der Heiland der Welt und der König meines Volkes werden soll!"

Irgend etwas an diesem Hirtenknaben zwang ihn, näher heranzugehen. Er sah tief in die Augen des kleinen Hirten, als ob er versuchte, seine Gedanken zu lesen. Was war an diesem Jungen Besonderes? Er hob sogar die Hand, um das Lamm zu streicheln, als eine Hand seinen Ellbogen berührte. Kim zuckte überrascht zusammen und sah dem anderen Betrachter, einem jungen Mann, ins Gesicht.

„Aber, aber sehen Sie doch, das bin ich!" stieß er aus. „Ich meine, ich . . ." Er stotterte und wurde rot. „Er sieht so aus wie ich."

Der Mann sah das Bild und dann Kim an.

„Ja, das stimmt", sagte er. „Sie waren genauso wie du und ich."

„Ich möchte wissen, ob der Junge Jesus sein Lamm gegeben hat. Sehen Sie doch, wie fest er es hält. Ich möchte wissen, ob er es Jesus geschenkt hat. Ich wollte, ich wäre dort gewesen. Ich hätte es ihm gegeben."

„Das kannst du immer noch tun."

„Aber ich habe kein Lamm, und ich kann Jesus nicht sehen, außer, wenn ich die Augen zumache oder Ihn auf Bildern sehe."

„Du kannst Ihm aber doch ein Geburtstagsgeschenk geben. Du kannst . . ."

Kims Mutter erschien in der Tür und winkte ihn zu sich. Kim sah den Mann, das Bild und seine Mutter an. Er zögerte. Seine Mutter winkte ihm, daß er sich beeilen sollte.

Auf dem ganzen Heimweg hatte er das Bild vor Augen, besonders den Hirtenknaben mit dem Lamm im Arm, und er hörte auch immer wieder die Worte, die der Mann

gesagt hatte. Sie verließen ihn die ganze folgende Woche nicht. Er versuchte, sie abzuschütteln, als er half, den Weihnachtsbaum zu schmücken, Kekse zu backen, Einkäufe zu erledigen und Päckchen zu packen, aber er konnte sie nicht auslöschen. Er wurde immer aufgeregter.

Als das letzte Päckchen eingewickelt und unter den Weihnachtsbaum gelegt worden war, sah Kim aus, als ob er gleich weinen wollte, und es brach aus ihm heraus: „Aber ich habe kein Geschenk für Jesus!"

Seine Mutter sah ihn überrascht an. „Wie?" fragte sie.

„Nun, es ist doch Sein Geburtstag. Wir haben uns gegenseitig etwas geschenkt. Wir haben viel verschenkt... und wir haben viel bekommen... und... na ja, es ist doch nicht unser Geburtstag. Es ist Sein Geburtstag, und ich habe kein Geschenk für Ihn. Und wenn ich eins hätte, wie könnte ich es Ihm geben? Der Mann im Weihnachtsraum hat gesagt, daß ich das könnte, aber ich kann es nicht. Ich kann es nicht, ich weiß nicht, wie!"

Nun weinte er beinahe. Seine Mutter ließ die Bänder fallen, die sie vom Fußboden aufgehoben hatte. Sie legte ihm den Arm um die Schulter, faßte ihm mit der anderen Hand unter das Kinn und hob sein Gesicht. Sie sah nachdenklich in seine tränenfeuchten Augen. So kannte sie Kim gar nicht.

Er erzählte ihr von dem Hirtenjungen, der genauso aussah wie er, und von seinem Lamm und von seiner Unterhaltung mit dem Mann in der Kunstausstellung.

„Kim, weißt du, was Jesus sagen würde, wenn du Ihn fragen würdest, was du Ihm zum Geburtstag schenken könntest?"

„Nein."

„Er würde sagen: ‚Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.' Erinnerst du dich noch an die Geschichte von dem reichen Jüngling, der zu Jesus kam und Ihn fragte, was er tun müßte, um glücklich zu werden? Jesus sagte, daß er alles, was er besitze, verkaufen und den Armen und Bedürftigen geben sollte, wenn er glücklich werden wollte. Der reiche Jüngling konnte das nicht tun. Kannst du das?"

„Aber ich habe doch gar keinen großen Besitz, den ich verkaufen könnte, um den Armen und Notleidenden zu helfen. Außerdem kenne ich gar keine Leute, die in Not sind."

„Die Leute können auf verschiedene Art arm sein. Manche sind im Geist arm." Sie hielt inne und fuhr dann fort: „Kennst du jemand, den du nicht so gern leiden magst?"

„Den knurrigen Jakob. Er schimpft sogar, wenn man seine alten Blumen anguckt."

„Vielleicht paßt er so gut auf sie auf und pflegt sie so sorgfältig, weil seine Blumen alles sind, was er hat. Die Blumen sind seine Welt. Er hat keine Familie und nur wenige Freunde." Jetzt gab es eine kurze Stille, und dann fuhr sie zögernd fort: „Kim, was wünschst du dir zu Weihnachten am meisten?"

„Ein Radio."

„Das ist in dem blauen Paket mit der roten Schleife hinter dem Baum."

„Aber Mutti, ich kann doch nicht..."

„Ich weiß, daß der knurrige Jakob keins hat."

„Aber ich..."

„Glaubst du, daß der Hirtenjunge sein Lamm geliebt hat? Glaubst du, daß er es Jesus geschenkt hat? Denk darüber nach!" Sie sah ihm tief in die Augen, umarmte ihn und ging dann aus dem Zimmer.

Kim schloß die Augen und sah den Hirtenjungen, der sein Gesicht an das Lamm drückte, er dachte daran, wie fest er es gehalten hatte, und an seine eigenen Worte, die er im Weihnachtsraum zu dem jungen Mann gesagt hatte. „Ich wollte, ich wäre dort gewesen. Ich hätte es Ihm gegeben." Er dachte auch an den knurrigen Jakob und daran, wie er immer die Stirn runzelte und schimpfte, wenn die Kinder nur in die Nähe seines Hofes kamen. Dann lief er in sein Zimmer, kniete neben seinem Bett nieder und betete, wie er noch niemals zuvor gebetet hatte. Er fragte den himmlischen Vater, was er Seinem Sohn geben könnte.

An diesem Abend und am nächsten Tag war es sehr still. Es war der Heilige Abend. Am Abend stand er nach dem Essen ohne etwas zu sagen vom Tisch auf, ging langsam zur Garderobe und zog seine Jacke an. Ganz, ganz langsam ging er dann zum Weihnachtsbaum, griff ganz nach hinten, nahm das blaue Paket mit der roten Schleife weg und ging aus dem Haus.

Er blieb sehr lange weg, und seine Mutter wurde schon unruhig, als sie ihn auf der Auffahrt hörte. Er nahm die Stufen mit einem gewaltigen Satz und stürzte zur Tür herein. „Mutter, Mutter, Herr Jakob ist sehr nett!" rief er, als er seine Jacke aufhängte. Er setzte sich bei seiner Mutter auf die Sessellehne und sagte, nun wieder mit strahlenden Augen und mit überzeugter Stimme: „Mutti, wenn ich damals bei der ersten Weihnacht dabeigewesen wäre, hätte ich Jesus mein Lamm gegeben!" ○

DIE SONNTAGSSCHULE

Ein schönes Abenteuer

LUCILLE NELSON JENSEN

Wie können wir den kleinen Kindern, die zum erstenmal in die Sonntagsschule kommen, ein glückliches Erlebnis schenken?

Die Lehrerin hat die Pflicht, jedem Kind frohe Erlebnisse zu schenken. Ihre Einstellung und ihre Lehrmethoden zeigen dem kleinen Kind, „wovon die Kirche eigentlich handelt". Was sie fühlt und was sie tut, ist für das kleine Kind außerordentlich wichtig, das jetzt schneller lernt als später zu irgendeiner Zeit im Leben.

WAS MUSS DIE LEHRERIN ÜBER KINDER WISSEN?

Kinder sind Leute. Sie brauchen Achtung, Höflichkeit, Freundlichkeit, genauso wie Erwachsene.

Kinder sind leicht beeinflußbar. Wenn die Lehrerin ruhig bleibt, fühlen die Kinder, daß alles in Ordnung ist. Wenn die Lehrerin mit der Situation fertig wird, werden die Kinder es auch. Wenn die Lehrerin die Klasse interessant und aufregend gestaltet, beobachten die Kinder sie, um herauszufinden, warum das alles so wichtig ist.

Die Lehrerin schafft die Voraussetzungen für ein glückliches Erlebnis. Sie fühlt sich bei den Kindern wohl. Sie liebt sie. Sie fürchtet sich nicht vor ihnen. Sie weiß, daß Kinder Sicherheit brauchen, und sie gibt sie ihnen.

Die Lehrerin darf sich durch nichts, was die Kinder sagen oder tun, aus der Ruhe bringen lassen. Wenn sie etwas Freches zu ihr sagen, dann geschieht das wahrscheinlich deshalb, weil sie die Unsicherheit ihrer Lehrerin, ihre Sorgen, ihre Unzufriedenheit und ihre negative Haltung spüren. Wenn die Lehrerin ruhig, begeistert und aufrichtig ist, wenn sie liebevoll und voller Verständnis spricht und einem Kind das Verhalten des anderen erklärt, schafft sie eine Atmosphäre der Sicherheit und des Vertrauens.

WIE WIRD DAS KIND IN SEINEM KLASSENZIMMER BEGRÜSST?

Die Lehrerin soll die Kinder an der Tür erwarten. Sie soll sich zu ihnen hinunterbeugen oder auf einem Stuhl sitzen, damit sie auf gleicher Höhe ist wie die Kinder und ihnen in die Augen sehen kann.

Eine Lehrerin soll ihre Aufmerksamkeit auf das Kind und nicht auf die Eltern konzentrieren. Wenn sie das Kind als ihren „besten Freund" betrachtet und es entsprechend behandelt, kommt es bestimmt gern in ihre Klasse. Wie erreicht sie das? Durch offene Freundlichkeit! Eine Lehrerin lächelte immer ganz bewußt, beugte sich vor und sagte: „Guten Morgen, ich bin Schwester Jakobs. Und wie heißt du?" Das Kind antwortete immer. Dann sagte sie: „Bernd, ich bin deine Lehrerin, und ich habe in meinem Zimmer etwas, was ich dir zeigen möchte. Komm mit und sieh es dir an." (Wenn die Lehrerin an dieser Stelle sitzenbleibt, kann sie leicht den Kontakt zum Kind verlieren.) Sie streckt die Hand aus und geht mit dem Kind in das Klassenzimmer. Wenn das Kind zögert und die Hand seiner Mutter nicht losläßt, soll sie sagen: „Möchtest du, daß deine Mutti mitkommt?" (sprechen Sie immer zu dem Kind und nicht zu den Eltern, damit es die Situation beherrscht.)

Führen Sie das Kind zum Tisch, wo hübsche Namensschilder ausgebreitet sind. Fragen Sie das Kind, wo Sie ihm seinen Namen anstecken sollen. (Das ist eine gute Ablenkung für das Kind, und die Lehrerin kann sich so seinen Namen leichter merken.)

Es ist sehr wichtig, daß die Lehrerin das Kind während der ersten Sonntagsschulstunde bei seinem Namen nennt. Dadurch hat es das Gefühl, daß seine Lehrerin es wirklich für eine „richtige Person" hält. (Die Kinder spüren die Einstellung der Leute oft schneller als die Erwachsenen. Wenn die Lehrerin das Kind für merkwürdig oder andersartig hält, benimmt es sich entsprechend.)

Lassen Sie das Kind sich einen Stuhl aussuchen, auf dem es sitzen möchte. Nun kann es erst einmal sein Namensschild ansehen und mit den anderen Kindern darüber sprechen. Lassen Sie die Kinder im Kreis auf kleinen Stühlen oder auf einer Wolldecke sitzen.

WIE LERNEN KINDER?

Kinder fassen Gedanken genau wie Erwachsene auf — mit ihren Sinnen.

Helen Kellers Bericht darüber, wie sie das Wasser kennenlernte, erinnert uns an die Freude, die wir alle spüren, wenn wir einen neuen Gedanken erfaßt haben. Miss Sullivan, Helen Kellers Lehrerin, hatte immer wieder das Wort Wasser auf ihre Hand geschrieben und versucht, ihr so diesen Begriff klarzumachen, aber sie konnte es nicht begreifen. Helen beschreibt dieses Erlebnis:

„Wir gingen den Pfad zum Brunnenhaus hinunter, angezogen vom Duft des Geißblatts ... Jemand pumpte Wasser, und meine Lehrerin hielt meine Hand in den Strahl. Während der kühle Strahl über meine Hand floß,

schrieb sie in die andere das Wort: ‚Wasser'... Plötzlich spürte ich, wie mir unklar etwas bewußt wurde, als hätte ich es vergessen gehabt... und irgendwie wurde mir das Geheimnis der Sprache offenbart. Ich wußte, daß W-a-s-s-e-r das wunderbar kühle Etwas war, das über meine Hand floß."

Helen Keller konnte zwei ihrer fünf Sinne nicht gebrauchen, aber trotzdem konnte sie die Freude des Lernens empfinden.

Das erste Erlebnis in der Sonntagsschule soll den Kindern zeigen, daß auch unbekannte Erfahrungen lohnend sein können. Die Lehrerin muß gut vorbereitet sein, sie muß wissen, wie sie den Kindern den Hauptgedanken der Lektion übermitteln will. Sie kann dabei einen Mißerfolg erleben, gerade so, wie es Helen Kellers Lehrerin zuerst ging, als sie die Bedeutung von W-a-s-s-e-r lehren wollte. Die Lehrerin darf nicht vergessen, daß die Kinder bei ihr die erste Lektion ihres Lebens erhalten. Sie muß mit allem, was sie lehrt, gut vertraut sein. Sie muß erkennen, daß die Kinder mit diesem Lehrstoff nicht vertraut sind und entzückt etwas Neues entdecken werden.

Die Verfasserin hat im vorigen Sommer dreijährigen Kindern eine Lektion „Wir sind dankbar für Kühe" gegeben. Sie hatte ihnen erzählt, was die Kühe alles für die Menschen tun. Die Kinder gaben voller Begeisterung die Gedanken ganz richtig wieder. Dann, als sie noch voller Freude über das Gelernte waren, wurden sie über Pferde befragt. Sie antworteten sofort, gaben aber eine völlig falsche Beschreibung. Sie wußten nichts über Pferde und hatten doch viel darüber zu sagen. Warum? Sie wollten gern, daß dieser aufregende Augenblick nicht aufhören sollte! Sie waren stolz auf sich, weil sie etwas Neues gelernt hatten, und sie wollten dieses Gefühl möglichst lange auskosten.

WIE KANN DIE LEHRERIN IHRE GESCHICHTEN VERBESSERN?

Wenn die Lehrerin eine Geschichte erzählt, soll sie gutes Anschauungsmaterial verwenden (bunt, lebensnah, einfach, sauber und so groß, daß die Kinder es gut sehen können.)

Die Lehrerin spricht langsam zu den Kindern. Wenn sie merkt, daß sie ihre Aufmerksamkeit verliert, spricht sie noch langsamer, sieht die Kinder an und sagt irgend etwas Überraschendes, um ihre Aufmerksamkeit wieder zu fesseln. Zum Beispiel hilft sie den Kindern, durch Fingerspiele, Bewegungsspiele, etwas Verstecktes, was sie plötzlich zeigt, oder Puppenfiguren etwas vorauszusehen, was in der Geschichte vorkommt. Sie macht eine kurze Pause, bevor sie etwas sagt, lacht mit den Kindern, usw.

Kinder sprechen gut auf Gedanken an, die ihre Phantasie in Anspruch nehmen. Ein Kind könnte ein anderes während einer Geschichte hauen, weil es nichts sehen kann. Dann könnte die Lehrerin sagen: „Bernd, stell dir vor, daß dein Stuhl Zauberräder hat. Wenn du ihn ein bißchen wegschiebst, kommen die Zauberräder an Barbaras Stuhl genau neben deine."

Kinder reagieren nicht gut auf allgemeine Ermahnungen wie: „Sitzt gerade!" Besser sind positive Bemerkungen wie: „Bernd hat seine Arme verschränkt." „Margot hält ihre Füße still." „Barbara lächelt freundlich." „Jochen guckt immer die Lehrerin an." Die anderen Kinder folgen dann schnell diesem Beispiel, und die Ordnung wird aufrechterhalten.

WAS GESCHIEHT NACH DER GESCHICHTE?

Wenn nach der Geschichte eine Tätigkeit folgt, die zu dem Hauptgedanken der Lektion in Beziehung steht, hat das Erlebnis für jedes Kind mehr Bedeutung. Die Kinder lernen, wenn sie sich beteiligen können. Plastilin, Fingerfarben, Ölkreiden, Schallplatten — alles, was dem Kind hilft, den Hauptgedanken besser zu behalten, ist nützlich.

Vergessen Sie nicht, daß Kinder sehr leicht zu beeinflussen sind. Sie nehmen alle Eigenschaften an, die sie in ihrer Umgebung sehen. Wenn die Lehrerin positiv denkt und handelt und gutes Benehmen lobt, hat das Kind ein glückliches Anfangserlebnis in der Sonntagsschule, und es wird gern wiederkommen. ○

Abendmahlssprüche für Dezember

Sonntagsschule

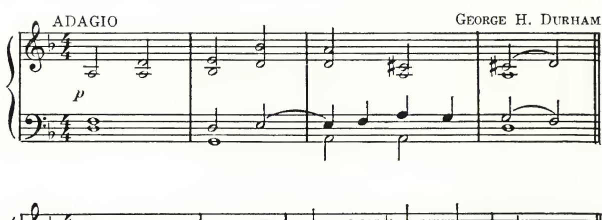
„Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

(Joh. 3:16)

Junior-Sonntagsschule

„Lasset uns einander liebhaben, denn die Liebe ist von Gott." (1. Joh. 4:7)

(Gemeinsames Aufsagen siehe Seite 538)





Abendmahls-sprüche 1968/69

(Schriftstelle nicht mit aufsagen)

Junior-Sonntagsschule

Januar-Februar

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." (Matth. 22:39)

März-April

Der Heiland sprach: „Liebet ihr mich, so werdet ihr meine Gebote halten." (Joh. 14:15)

Mai-Juni

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde." (1. Mose 1:27)

Juli-August

„Ich will hingehen und das tun, was der Herr geboten hat." (1. Ne. 3:7) ○

Senior-Sonntagsschule

Januar

„Dies ist mein Werk und meine Herrlichkeit — die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen." (Moses 1:39)

Februar

„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit." (Matth. 6:33)

März

„Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." (Joh. 17:3)

April

„Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen." (1. Kor. 15:20)

Mai

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich." (Joh. 14:6)

Juni

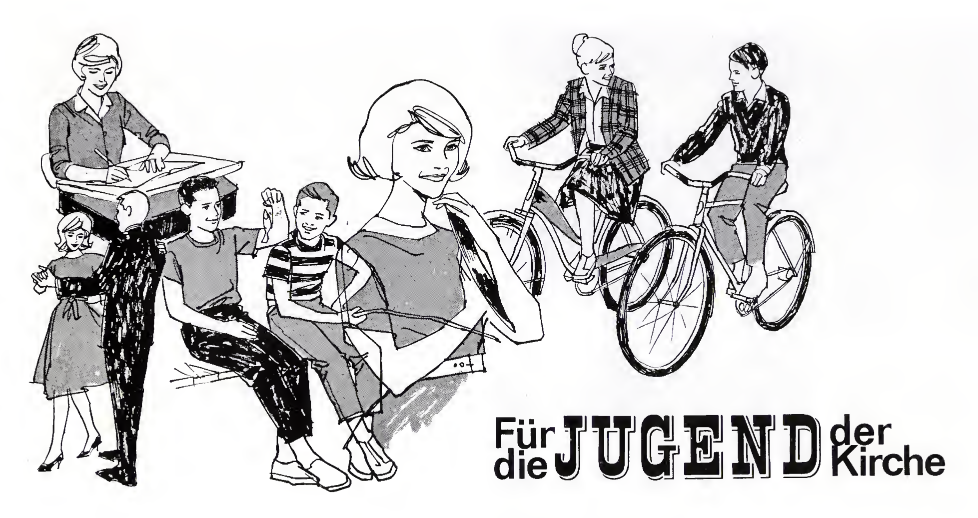
„Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." (Joh. 8:32)

Juli

„Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." (Matth. 5:8)

August

„Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." (Joh. 3:5) ○



Wie können wir der Jugend erklären, daß die Lehren Jesu auch heute noch Gültigkeit besitzen? Kann die Jugend einen Weg finden, die Evangeliumsgrundsätze mit der Beliebtheit bei ihren Kameraden und Kameradinnen in Einklang zu bringen?

Evangeliumsgrundsätze und Beliebtheit

VON PAUL H. DUNN, vom Ersten Rat der Siebziger

Vor einiger Zeit stand ich vor einer schweren Aufgabe. Eine meiner Töchter kam zu mir mit einer Frage, die sie sehr beunruhigte und verwirrte. Sie ging damals zur Junior High School und hatte sich einer Mädchengruppe angeschlossen. Es waren insgesamt sieben Mädchen (vier Mitglieder und drei Nichtmitglieder). Die vier hatten insgeheim beschlossen, die anderen drei zu bekehren. Als sie eines Tages zusammen aßen, was sie häufig taten, begann eines der HLT-Mädchen eine unpassende Geschichte zu erzählen. Sie war geschmacklos und völlig fehl am Platz.

ICH MÖCHTE BELIEBT SEIN

Meine Tochter kam an diesem Abend nach Hause und überdachte noch einmal das Geschehene. Sie hatte sogar den Mut, mir die Geschichte zu erzählen. Es war wirklich ein Problem! „Vati", sagte sie, „erzähl mir nicht, was richtig und was falsch ist. Ich glaube, ich verstehe die Evangeliumsgrundsätze gut genug, um zu wissen, daß diese Geschichte unpassend war. Aber ich wüßte gern, was du *tust,* wenn du in einer solchen Lage bist? Wie würdest du handeln?"

Sie sagte es nicht laut, doch ich konnte in ihren Augen den Nachsatz lesen: „Bedenke, in meinem Alter ist es wichtig, daß man dazu gehört. Und denk daran, alle Fünfzehnjährigen möchten beliebt und anerkannt sein, sie wollen nicht, daß es zu ‚kirchlich' zugeht." Was sie damit sagen wollte, war: „Wirst du mir eine Antwort darauf geben, bei der ich nichts von meiner Beliebtheit einbüße?" Das ist eine *echte* Aufgabe für jeden Lehrer und jeden Vater.

Wir plauderten also eine Zeitlang miteinander. Ich versuche des öfteren, meine Töchter dahin zu bringen, daß sie erkennen, daß die Evangeliumsgrundsätze auch für sie zutreffen. Nachdem wir einige Zeit über ihre Frage diskutiert hatten, kam ich auf die Reinigung des Tempels zu sprechen, über die uns im Matthäus-Evangelium und bei Markus und Lukas berichtet wird. Sie erinnern sich sicher an die Geschichte der Pharisäer und Sadduzäer und die Praktiken der Geldwechsler. Ich las die Geschichte vor und fragte sie: „Was entnimmst du dieser Geschichte?"

Sie sagte: „Nun, der Heiland war zornig."



Können wir mit unseren Freunden frohe Stunden verleben und dennoch die Grundsätze der Kirche beachten?

TRITT FÜR DEINE ÜBERZEUGUNG EIN

Ich sagte zu ihr: „Ich möchte dich nur auf eines hinweisen. Er wollte den Seinen damit sagen, daß im Leben eines jeden Menschen einmal die Zeit kommt, wo er aufstehen und für seine Überzeugung eintreten muß. Es gibt Zeiten, wo man das tun muß, was richtig ist, auch wenn es nicht leicht ist und man sich dadurch vielleicht unbeliebt macht. Manchmal steht man ganz allein. Denk darüber nach, und dann werden wir uns weiter unterhalten."

Sie dachte darüber nach und kam kurze Zeit später wieder zu mir. „Ich weiß noch immer nicht, wie ich den Grundsatz anwenden könnte, Vati."

Wir unterhielten uns also noch etwas länger.

Ich sagte zu ihr: „Ich will dir etwas sagen — wenn der Heiland richtig gehandelt hat, dann wollen wir beide in die Garage gehen und ich werde dir eine neunschwänzige Katze basteln. Morgen gehst du dann hin und säuberst die Junior High School von allem Schlechten."

„Aber Vati", entgegnete sie, „du hast *eines* vergessen. Du kannst *das nicht tun,* wenn du beliebt sein willst."

Ich sagte: „Nun gut, wie wäre es damit? Wenn du das nächste Mal in einer solchen Lage bist und jemand beginnt, eine unpassende Geschichte zu erzählen, dann stehst du auf und sagst: 'Schluß damit, wir wollen so etwas nicht!'"

„Vati, du hast noch immer nicht verstanden! *So* geht es nicht!"

Ich hatte schon gespürt, daß sie vielleicht so denken würde, und sagte zu ihr: „Nun, wie wäre es, wenn *du* nach einer Lösung suchtest?"

„Ich will darüber nachdenken", antwortete sie.

DAS NEUE TESTAMENT WIRKT DOCH

Ich wandte mich wieder meinen Geschäften zu. Ein neuer Tag kam und verging; und als ich am nächsten Tag nach Hause kam, saß meine Frau in der Küche und schälte Kartoffeln, und ich sah, daß sie gegen die Tränen ankämpfte.

„Was ist, mein Schatz?" fragte ich sie.

„Es ist deine Tochter. Es ist besser, du siehst nach ihr."

„Eine neue Krise!" dachte ich und schlich auf Zehenspitzen in ihr Zimmer, und dort erwartete mich ein wunderbares Erlebnis. Meine Tochter, die mit dem Ernst des Lebens gerungen hatte, hielt selbst nur mit Mühe die Tränen zurück.

„Nun, nun", sagte ich, „was ist denn geschehen?"

„Etwas sehr Interessantes. Ich habe heute die Geschichte von der Reinigung des Tempels ausprobiert."

„Oh, hast du etwa die Schule einer Säuberungsaktion unterzogen?"

„Nein", entgegnete sie, „ich habe M. (das Mädchen, das die unpassende Geschichte erzählt hatte) gefragt, ob sie mit mir zusammen nach Hause gehen wolle. Sie hat ja gesagt, und so sind wir nach Hause gegangen. Ich habe sie mit auf mein Zimmer genommen und zu ihr gesagt: ‚M., ich möchte dir sagen, daß unsere Freundschaft mir sehr viel bedeutet. Du hast uns gestern alle ganz schön in Verlegenheit gebracht. Ich glaube, du hast es auch gefühlt. Ich weiß, daß du keine bösen Gefühle oder Spannungen heraufbeschwören wolltest, doch als du diese Geschichte erzählt hast, da hast du uns dadurch in den Augen unserer anderen Freundinnen herabgesetzt. Ich will gelten lassen, daß du vielleicht keine bösen Absichten hattest und daß du gedacht hast, es sei eine gute Gelegenheit aufzufallen, doch wenn du das nächste Mal so etwas tun mußt, dann sage mir bitte vorher Bescheid, damit ich gehen kann.'"

M. hatte geweint und ihre Freundin umarmt und gefragt: „Kannst du mir verzeihen?"

„Vati, wir haben eine halbe Stunde lang geweint." Und dann kam der Höhepunkt. „Weißt du was, Vati?"

„Nein, was denn?" fragte ich.

„Das Neue Testament wirkt doch, meinst du nicht?"

○

In diesen Wänden

GARY R. HATCH

Ich war alt — o, so alt. Meine Wände waren dünn, und zwischen manchen Brettern waren Ritzen, die bei Tag das Sonnenlicht und bei Nacht die kühlen Winde durchließen. Meine einzige weitere Öffnung war eine massive Tür, die von dicken Lederriemen gehalten wurde.

Ich stand hinter einem stattlichen Wirtshaus. Darüber war ich froh. Ich schämte mich wegen meines unwürdigen Aussehens. Ich war zu einem niedrigen Zweck geschaffen worden, denn ich war ein Stall.

Die Zeit der Volkszählung war gekommen. Das stattliche Wirtshaus war voller Menschen. In mir waren nur ein paar Kühe.

Heute morgen hatte der Besitzer meinen Boden gereinigt und das Stroh gewechselt. Ich bereitete mich auf die rauhe Behandlung vor, die ich immer durch das Vieh erlitt, aber zu meiner Überraschung war das Vieh ganz vorsichtig. Die Kühe standen alle in einer Ecke und fraßen nur ganz wenig Stroh. Am Abend sah ich immer noch sehr schön aus — für einen Stall.

Plötzlich öffnete meine Tür sich knarrend und ließ die Nachtluft herein, die ich sonst so eifrig abhielt. Da stand mein Herr neben einem großen, freundlich aussehenden Mann aus jener Zeit.

„Dies genügt völlig", sagte der Fremde, „aber wir müssen uns beeilen."

Mein Herr wünschte eine gute Nacht und ging. Der Fremde kam bis zur Mitte meines Fußbodens. Ihm folgte ein kleiner Esel, der eine Frau trug. Der Mann hob sie vorsichtig vom Esel. Sie war schön, hatte aber große Schmerzen.

In dieser Nacht schenkte sie einem Kind das Leben. In meinen zerbrechlichen Wänden schenkte sie dem Sohn Gottes das Leben.

Ein Stern, heller als alle anderen, schien auf mich herab, auf mich und das herrliche Bild in meinen Wänden.

Obwohl ich im Leben nur ein geringer Stall war, habe ich doch den Zweck meiner Erschaffung erfüllt. ○



Sei froh, o mein Herz



TRUDI RICHIE

„Er kommt", riefen sie, „Er kommt in unser Dorf!"

„Warum?" fragte ich. Aber niemand hörte mich, darum antwortete niemand. Ich wußte es sowieso. Ich ging dorthin, wo ich ein Kind weinen hörte. „Wann kommt Er?" fragte ich die Mutter. „Ich weiß es nicht, jeden Augenblick", antwortete sie und eilte davon. Essensgeruch führte mich zu den Leuten, die gerade kochten. „Auf welcher Straße kommt Er?" fragte ich. „Wahrscheinlich von der Stadt her", antworteten sie. „Ja, wahrscheinlich aus der Stadt."

Wenn ich die Straße zur Stadt entlangging, dachte ich, könnte ich Ihn treffen, bevor das ganze Dorf Ihm entgegenlief. Wie ich es haßte, zwischen all den rennenden Leuten aus dem Dorf zu sein! Und ich wußte, daß Mutter mich nicht vermissen würde. Mutter hatte gerade einen neuen Satz Tonkrüge fertig, die sie verkaufen wollte, und verzierte sie nun. Ich konnte doch nicht verzieren, deswegen brauchte ich auch nicht dazubleiben. Ich dachte, daß ich einmal etwas tun würde, was meine Brüder und Schwestern nicht getan hatten. Ich würde unseren Besucher unterwegs treffen und auf dem ganzen Heimweg neben Ihm gehen und ungestört mit Ihm sprechen. So ging ich los.

Es dauerte nicht lange, da hörte ich viele Stimmen hinter mir. Das sind meine Freunde, dachte ich, sie haben mich gesucht und wollen mich jetzt nach Hause holen. O, warum kann ich nirgends hingehen, ohne daß mir jemand folgt oder auf mich aufpaßt? Erst als die Stimmen mich überholten, merkte ich, daß sie mich überhaupt nicht suchten. Ein Stück vor mir hörten sie auf zu laufen und begannen laut und aufgeregt zu reden. Er war angekommen, und durch den Lärm hindurch trug die heiße Sommerluft Seine ruhige, sanfte Stimme bis zu mir. Ich horchte, aus welcher Richtung die Stimme kam, und ging dann durch das Gewühl darauf zu. Ich hoffe, daß Er mich sieht, dachte ich. Ich weiß, daß Er in der Nähe sein muß, denn ich spüre den Frieden, von dem man sagt, daß er Ihn auch in der dichtesten Menge umgibt.

Ganz plötzlich fühlte ich einen starken Arm um meine Schulter, und eine Stimme sagte: „Herr, dies ist das blinde Mädchen aus dem Dorf."

Die anderen hätten rufen und reden und alle anderen Geräusche übertönen können, ich hätte es nicht gehört. Die Sonne hätte die Wüstenblumen verdorren lassen und die Kleider auf meinem Rücken bleichen können, ich hätte es nicht gemerkt, denn jetzt lagen kühle Finger auf meinen Augen. Und dann erkannte ich zum erstenmal in meinem Leben Licht und Dunkelheit und die vielen Schattierungen dazwischen, Farben, die wie eine Offenbarung kamen und unzählige Muster und Figuren bildeten. Und ich sah einen Mann mit tiefen, nachdenklichen Augen vor mir stehen, und von Ihm ging eine so starke Liebe aus, daß ich sie fast sehen konnte. Ja, ich konnte sehen. Ich konnte sehen. ○



Erfolge des einzelnen durch die GFV

MAXINE T. SHOPPE

In den heiligen Schriften finden wir unzählige Stellen, in denen die Bedeutung des einzelnen betont wird. Der Herr wählte Seine Apostel einzeln. Er sprach zur Menge, aber Er erweckte Lazarus von den Toten, unterhielt sich mit Maria und Martha, befreite eine Frau von ihren Bedrängern. Er sagte: „Dies ist mein Werk und meine Herrlichkeit — die Unsterblichkeit und das ewige Leben *des* Menschen zustande zu bringen." Damit zeigt Er, daß nach Seinem Wunsch jeder einzelne Unsterblichkeit und ewiges Leben erlangen soll.

Die Führungsbeamten der Gemeinschaftlichen Fortbildungsvereinigung haben den Auftrag erhalten, mit jedem Jungen und jedem Mädchen zu arbeiten — jeder einzelne ist in ihren Augen genauso wichtig wie in den Augen des Herrn.

Obwohl das GFV-Programm den Anschein geben mag, daß es für Gruppen und die Beteiligung von vielen geplant ist, bezieht es sich doch auf jeden einzelnen. Die Lehrer der GFV-Klassen werden angewiesen und belehrt, sich um jeden einzelnen zu kümmern und dafür zu sorgen, daß er sich in der Gruppe aktiv beteiligt. Niemand kann leugnen, daß eine freundliche Hand in einem Augenblick, wo man sie braucht, das ganze Leben zum Guten beeinflussen kann.

Die erste Pflicht des Lehrers ist es, die Namen aller Klassenmitglieder zu kennen. Das ist der erste Schritt, wodurch man die einzelnen von der Menge unterscheiden kann. Von diesem Augenblick an sieht man die Persönlichkeit, und so kann der Lehrer jedem einzelnen helfen, seine Fähigkeiten zu entwickeln.

Wenn man in der Kirche oder bei anderen Treffen ein Meer von Gesichtern sieht, kann man sicher sein, daß es darin so viele verschiedene Gefühle, Talente, Vorlieben und Abneigungen gibt wie verschiedene Gesichtsausdrücke. Die Aufforderung, welche die GFV anerkennt und erfüllen will, heißt, das Herz jedes einzelnen, sei es im täglichen Leben oder in besonders kritischen Momenten, zu erreichen.

Da ist das Beispiel von dem jungen Mädchen, das kein besonders hübsches Gesicht hatte. Sie hatte eine langsame Auffassungsgabe und eine Sprachbehinderung. Bei jeder GFV-Tätigkeit meldete sie sich freiwillig. Ihre GFV-Lehrerinnen und die Tätigkeitsbeauftragten waren immer beeindruckt von ihrem Wunsch, mitzumachen, und schufen besondere Möglichkeiten für sie. Sie wirkte bei Roadshows und Quartett-Festivals mit und gab Ansprachen. Sie verdiente ihre Klassenauszeichnungen im Bienenkorb, bei den GFV-Mädchen, den Lorbeermädchen und den Ährenleserinnen. Sie war zuverlässig. Ihr Zeugnis wurde stark. Eine innere Schönheit überwand schließlich ihr sogenanntes „unvorteilhaftes" Äußeres. Die Menschen liebten sie. Aber das geschah nicht über Nacht. Die ständige Entwicklung durch ihre Tätigkeit in der GFV, die sich über mehrere Jahre hinzog, brachte sie zu diesem Punkt. Auch ihre Eltern wurden zu dem Programm bekehrt. Sie waren besonders dankbar, wenn ihre Tochter sich bemühte, auch unterwegs auf Reisen immer bei Abendmahlsversammlungen, Sonntagsschule und GFV anwesend zu sein. Die ganze Familie besuchte die Programme, an denen dieses Mädchen teilnahm. Alle wußten, was es bedeutete, daß jemand aus ihrer Familie durch dieses Programm der Gemeinschaftlichen Fortbildung persönliche Erfolge errang.

Als das Mädchen Anfang zwanzig war, lernte es einen netten zurückgekehrten Missionar kennen und heiratete ihn. Sie zogen aus der Stadt fort. Nach sieben Jahren, vor einigen Wochen, stiegen diese Frau, ihr Mann und vier Kinder aus dem Auto. Sie war eine hübsche Mutter, tadellos und elegant gekleidet. Manche hätten sie wegen ihres überwältigenden Erfolges beneiden können. Viele Augen folgten diesem gutaussehenden Paar und seinen Kindern, als sie die Straße entlanggingen. Die Gesprächsfetzen, die Passanten auffingen, handelten vom Evangelium, von der GFV und der großen Wirkung, die beide auf ihr Leben gehabt hatten.

Wieder hatte die GFV ein „einzelnes GFV-Mädchen" gesucht und gefunden und konnte stolz auf ihren Erfolg sein. Die Pflicht der GFV, jeden einzelnen Jungen und jedes einzelne Mädchen zu suchen, zu lieben und zu unterstützen, ganz gleich, wo jemand sich befindet und welche Charakterzüge, welche Bildung und welche Fähigkeiten er hat, besteht immer weiter und wird niemals aufhören. ○

(Fortsetzung von S. 518)
ter gibt einer, der damals noch nicht zu den Nachfolgern Christi gehört hat, nämlich Paulus, in seinem Brief an die Kolosser eine deutliche Erklärung dafür, wie man zum wahren Frieden komme: „So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und vertrage einer den andern und vergebet euch untereinander, wenn jemand Klage hat wider den andern; gleichwie der Herr euch vergeben hat, so auch ihr. Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit; und der Friede Christi regiere in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in einem Leibe; und seid dankbar." [7]

Seit zwei Jahrtausenden begehen die Christen immer wieder denselben Fehler: sie erwarten, daß der Frieden von außen komme. Ja, noch mehr als das. Apostel John A. Widtsoe hat in einer Ansprache an der 117. Halbjährlichen Generalkonferenz am 4. Oktober 1946 einen sehr treffenden Vergleich geprägt: „Es ist eine sonderbare Eigentümlichkeit der menschlichen Natur, daß diejenigen, die nach Frieden rufen, ihn als etwas ansehen, das man pflücken kann wie einen reifen Apfel von einem Baum; als etwas, was für die Menschheit leicht erreichbar wäre. Wenn ich einen Apfel von einem Baum pflücke, dann habe ich diesen vorher gepflanzt, habe für ihn gesorgt, ihn gegossen und ihn großgezogen. Dann kann ich zur rechten Zeit die Frucht haben. So ist es auch mit dem Frieden. Man kann ihn nicht nach Belieben auflesen, sondern er ist die Frucht von etwas Vorangegangenem. Wie bei dem Baum, so muß auch hier etwas gepflanzt, genährt und versorgt werden, wenn wir Frieden erhalten wollen."

Als Heilige der Letzten Tage sollten wir uns völlig darüber im klaren sein, daß der wahre Friede eine innere Angelegenheit ist. Wir müssen ihn im Herzen haben. Das bedeutet Ausgeglichenheit, Gehorsam gegen Gott, Liebe zu den Mitmenschen und Freiheit von Sünde. Ein Mensch, in dessen Innerem es so aussieht, müßte nach außen leuchten und strahlen. Von ihm müßte sich die stille Fröhlichkeit des Gemüts auf jedermann übertragen. Es müßte unmöglich sein, mit ihm in Streit zu geraten.

Ein solches Verhalten hätte unzweifelhaft weitreichende Folgen: Friede im Heim, mit den Nachbarn, in der Gemeinde, am Arbeitsplatz, in der Stadt, im Land, ja in der ganzen Welt. Und das alles wäre schon längst Wirklichkeit geworden, wenn wir nur endlich Ernst damit gemacht hätten, unser Herz dem wahren Geist des weihnachtlichen Friedens zu erschließen. Dann hätten die Engel auf den Feldern Bethlehems nicht vergebens gesungen.

Das alles ist uns freilich nicht neu; wir kennen es seit unseren Kindertagen, als wir noch andächtig der Weihnachtsgeschichte lauschten und an das Gute in den Menschen glaubten. Das tun ja schließlich alle Kinder, solange sie nicht enttäuscht werden. Sollten wir aber nicht wie die Kinder werden, auf daß das Himmelreich auch unser sei?

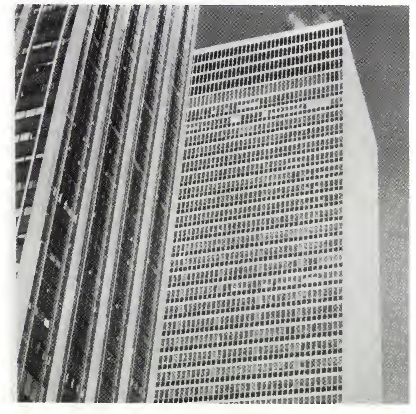
Fassen wir also getrost auch heuer wieder gute Vorsätze. Reden wir uns nicht auf unsere Mitmenschen oder die Verhältnisse aus, wenn wir in Wirklichkeit selbst zu bequem oder zu egoistisch sind, den entscheidenden Anstoß zum Frieden zu geben. Der Spruch: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt", sollte aus unserem Wörterbuch gestrichen werden; würde doch ein wahrhaft frommer Mensch ihn nie zitieren, in dem Bewußtsein, daß der „böse" Nachbar gleich ihm selbst ein Kind Gottes ist und daß gerade die ungebärdigsten Kinder der Liebe am meisten bedürfen.

Wie so oft im Leben, liegt es auch nun wieder allein in unsrer Hand, wie wir das kommende Weihnachtsfest gestalten. Machen wir uns frei von dem üblen Geschäftsrummel, der es doch nur auf unsre Brieftaschen abgesehen hat. Besinnen wir uns auf unsere inneren Werte. Hören wir auf die Stimme Gottes, die am lautesten in der Stille tönt. Und vor allem: lehren wir unsere Kinder das wahre Evangelium, damit sie verstehen, daß das schönste Fest des Jahres nicht nur aus Lichterglanz und kostbaren Geschenken (daneben aus viel Unruhe, Aufregung und Nervosität) besteht, sondern daß die Flammen der Kerzen vom Strahlen der Liebe erhellt werden müssen, das die wunderbare Macht besitzt, aus dem kleinsten und bescheidensten Geschenk eine kostbare Gabe zu machen. Zeigen wir ihnen durch unser Beispiel, daß wir keinen Wert auf falsche Repräsentation legen, sondern daß wir es besonders in dieser Zeit fertig bringen, in unsrem Heim ein kleines Abbild des Himmels zu schaffen. Das ist es wohl auch, was Paulus vor Augen hatte, als er der Gemeinde zu Philippi seine Segenswünsche sandte, die an den Schluß dieser Betrachtung gestellt seien, gleichsam als Weihnachtswunsch für uns alle, die wir in der Nachfolge Christi stehen:

> „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch! Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! Der Herr ist nahe! Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden! Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus!" [8]

1 Luk. 2:14
2 Matth. 5:9
3 3. Nephi 12:9
4 Joh. 14:27
5 Joh. 16:33
6 Joh. 20:19-22
7 Kol. 3:12-15
8 Philipper 4:4-7

Gute Chancen für Ihre Geschäfte in USA



Wenn Sie längere Zeit nicht in New York gewesen sind, werden Sie es an einigen Stellen nicht wiedererkennen. Dort, wo neulich noch große Parkplätze waren, stehen jetzt himmelhohe Wolkenkratzer. Und im gleichen Maße, wie die Geschäftshäuser «wachsen», wachsen auch Ihre geschäftlichen Chancen in USA. Das ist eigentlich Grund genug, mal wieder rüberzufliegen.

Fliegen Sie mit TWA. Denn mit TWA können Sie so gut wie jedes Handelszentrum in den USA erreichen. Und selbstverständlich (jedenfalls für TWA) können wir Ihnen alle wichtigen Informationen geben, die Sie drüben brauchen: das bezieht sich nicht nur auf das Geschäftsleben — wir empfehlen Ihnen auch Hotels oder sagen Ihnen, wo Sie am günstigsten einen Wagen mieten können. Damit Sie sich in USA so gut zurechtfinden wie zu Hause, haben wir das «World Travel Center» in New York eröffnet — dort sitzen Experten, die Ihnen auf jede Frage (mindestens) eine Antwort geben können — und zwar in acht Sprachen.

Fragen Sie den Berater in Ihrem IATA-Reisebüro. Er berät Sie gern. Wir natürlich auch.



* Service mark owned exclusively by Trans World Airlines Inc.

TWA-Büros in Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Kaiserslautern, München, Nürnberg, Stuttgart

Die Kirche geht vorwärts

KURZBERICHTE AUS DEM ARBEITSFELD



Karin B. Runge aus der Gemeinde Freiburg hat Ende Juni eine Vollzeitmission in Österreich angetreten. Sie ist in der Kirche aufgewachsen und hat in ihrer Gemeinde zahlreiche Ämter bekleidet; zuletzt war sie Distrikts-GFVJD-Leiterin.



Martina E. Kaiser aus der Gemeinde Freiburg hat im Oktober ihre Tätigkeit als Missionarin in der Norddeutschen Mission aufgenommen. Sie wurde 1957 getauft und war zuletzt in der Missions-GFVJD-Leitung tätig.

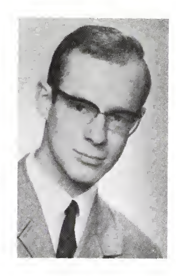


Schwester **Christa Kindt** vom Pfahl Hamburg wurde zum 1. November in die Britische Mission als Missionarin berufen. Schwester Kindt, geb. am 4. 1. 45 in Schneidemühl/Pommern, wurde am 2. 5. 1953 in Hamburg getauft. Ausgezeichnet als Gold-Ährenleserin, war Schwester Kindt seit 1963 Ratgeberin in der Pfahl-GFV-Leitung Hamburg, Lehrerin in der GFV-Mädchenklasse und Lehrerin in der 1. Jugendklasse der Sonntagsschule. Wir wünschen Schwester Kindt viel Erfolg in ihrer verantwortungsvollen Berufung.



Am 17. August 1968 hielt die Zentraldeutsche Mission ein eintägiges Führerschaftsseminar in Düsseldorf ab. Als besondere Gäste wurden von der Missionspräsidentschaft begrüßt: John E. Carr als europäischer Repräsentant der Präsidierenden Bischofschaft und Schwester Carr; Karl-Heinz Uchtdorf als Leiter der Druck- und Versandzentrale in Frankfurt und Schwester Uchtdorf; Immo Luschin v. Ebengreuth von der Übersetzungsabteilung und Schwester Luschin v. Ebengreuth. Diese Brüder hielten Referate über ihr jeweiliges Aufgabengebiet.

Missionspräsident Horace P. Beesley, seine beiden Ratgeber Hans Hoffman und Klaus Hasse, Schwester Mary Beesley als Missionsbeauftragte der FHV, GFVJD und PV sowie die Distriktspräsidenten Karl Blesken, Enzio Busche und Johann Paul ließen das Seminar, das unter dem Motto „Die Erlösung ist eine Sache der Familie" stand, zu einem Höhepunkt geistigen Erlebens werden.



Berndt H. Schönwald aus der Gemeinde Nürnberg ist als Vollzeitmissionar in die Französisch-Belgische Mission berufen worden und hat seinen Dienst am 13. Oktober dort angetreten. Er ist seit drei Jahren Mitglied der Kirche und hat als Jugendmissionar, als Ratgeber in der Gemeinde-GFVJM und in verschiedenen Sonntagsschulämtern gedient.

Die Kirche auf der Frankfurter Buchmesse

Zum erstenmal war die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage auf der Buchmesse 1968 in Frankfurt vertreten. Bruder Karl-Heinz Uchtdorf, der Leiter der Druck- und Versandzentrale in Frankfurt, hatte sich schon seit langem um diese Teilnahme bemüht. In diesem Jahr war es endlich soweit.

Die Frankfurter Buchmesse ist die größte ihrer Art auf der ganzen Welt. In diesem Jahr war sie vom 19. - 24. September geöffnet. Es waren mehr als 3000 Verlage aus 54 Ländern vertreten. Unter den 120 Verlegern von religiösem Schrifttum war die Kirche eines der drei nicht katholisch oder evangelisch orientierten Verlagshäuser, die in die Liste der Aussteller aufgenommen wurden.

Die Kirche hatte folgende Bücher ausgestellt: Das Buch Mormon, Lehre und Bündnisse; Die köstliche Perle, Die Lehren des Propheten Joseph Smith, Ein wunderbares und seltsames Werk, Eine vernunftsgemäße Theologie und Jesus der Christus. Zu sehen war auch die März-Ausgabe der Monatsschrift der Kirche in acht europäischen Sprachen. Die Buchmesse dient als Schaufenster und Verkaufspult für die Buchproduktion der ganzen Saison. Buchhändler geben hier ihre Bestellungen auf und informieren sich eingehend über das Angebot. Die Kirche hat, da sie ja zum erstenmal vertreten war, hauptsächlich Erfahrung gesammelt. Dennoch kann von einem beachtlichen Erfolg gesprochen werden.

Viele Buchhändler nahmen sich die Zeit und lasen ein paar Seiten im Buch Mormon, dem Hauptanziehungspunkt. Hunderte sahen die angebotenen Titel durch und nahmen ein Exemplar unserer Zeitschrift „Der Stern" mit. Ein paar Händler gaben Bestellungen auf, mehrere besorgten sich ein Buch Mormon, vorerst wohl zum Eigengebrauch. Das größte Interesse aber zeigten die jungen Besucher.



Der Ausstellungsstand erwies sich sogar als gutes Hilfsmittel zur mündlichen Aufklärung über die Kirche und ihre Lehre. In einem Fall ging ein katholischer Seminarist nach einer aufregenden zweistündigen Debatte weg und sagte: „Ich habe das alles gar nicht so gewußt, ich habe viele falsche Vorstellungen gehabt."



WINTERNACHT

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
ich hab' nichts, was mich freuet:
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub versteuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seine Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

EICHENDORFF

Die Gemeinde Klagenfurt in der Österreichischen Mission hat mit dem Bau ihres neuen Gemeindehauses begonnen: für alle Mitglieder eine segensreiche Zeit der Zusammenarbeit und der Bewährung. Besonders die tatkräftigen Schwestern der FHV (unser Bild) werden in den kommenden Monaten das Projekt fördern helfen und die Brüder in jeder Weise unterstützen.

Anbetung des Kindes

Von Josef Weinheber

Als ein behutsam Licht
stiegst du von Vaters Thron.
Wachse, erlisch uns nicht,
Gotteskind, Menschensohn!

Sanfter, wir brauchen dich.
Dringender war es nie.
Bitten dich inniglich,
dich und die Magd Marie –

König wir, Bürgersmann,
Bauer mit Frau und Knecht:
Schau unser Elend an!
Mach uns gerecht!

Gib uns von deiner Güt
nicht bloß Gered und Schein!
Öffne das Frostgemüt!
Zeig ihm des andern Pein!

Mach, daß nicht allerwärts
Mensch wider Mensch sich stellt
Führ das verratne Herz
hin nach der schönern Welt!

Frieden, ja, ihn gewähr
denen, die willens sind.
Dein ist die Macht, die Ehr,
Menschensohn, Gotteskind.

Berichtigung

Im Stern Nr. 10, Oktober 1968, Seite 442, wurde in der Überschrift irrtümlicherweise „Westdeutsche Mission" gedruckt. Selbstverständlich muß es „Schweizerische Mission" heißen. Wir bitten für dieses Versehen des Druckers um Verständnis und Entschuldigung. Bo

Schriftstellen für das gemeinsame Aufsagen am 5. Januar 1969

Während der Monate November und Dezember sollen die folgenden Schriftstellen von den Schülern in Kursus 10 und 16 auswendig gelernt werden. Am 5. Januar 1969 sollen sie die Schriftstellen während des Gottesdienstteils der Sonntagsschule in ihrer Klasse gemeinsam aufsagen.

Kursus 10:

(In dieser Schriftstelle beantwortet Petrus eine Frage, die seit Urzeiten von Sündern gestellt wird: „Was sollen wir tun?" Er antwortet, daß sie sich auf den Namen Jesu Christi taufen lassen müssen. Dadurch würden ihre Sünden abgewaschen, und sie würden darauf vorbereitet, den Heiligen Geist zu empfangen.)

„Petrus sprach zu ihnen: Tut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes." (Apg. 2:38)

Kursus 16:

(In dieser Schriftstelle erklärt Paulus einen Plan, wie wir viele Fallgruben und Täuschungen vermeiden können, die auf uns lauern. Der Plan ist einfach das Befolgen der Evangeliumsgrundsätze und Liebe zueinander, wodurch wir Christus ähnlicher werden.)

„Auf daß wir nicht mehr unmündig seien und uns bewegen und umhertreiben lassen von jeglichem Wind der Lehre durch Bosheit der Menschen und Täuscherei, womit sie uns beschleichen und uns verführen. Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus." (Epheser 4:14, 15)



In der himmlischen Herrlichkeit gibt es drei Himmel oder Grade. Um in den höchsten zu gelangen, muß ein Mensch in diese Ordnung des Priestertums eintreten (den neuen und ewigen Bund der Ehe). (LuB 131:1–2)

Endowmentsessionen:

	Jeden Samstag um 07.30 Uhr und 13.30 Uhr **deutsch**
ausgenommen:	jeden 1. Samstag im Monat um 13.30 Uhr **französisch**
	jeden 3. Samstag im Monat um 07.30 Uhr **englisch**
zusätzlich:	jeden **Freitag vor dem 3. Samstag,** 18.00 Uhr **englisch.**

Wichtige Mitteilung:

Während der Wintermonate, das heißt ab Samstag, den 2. Nov. 1968 beginnen die Sessionen am Vormittag eine Stunde später, also um 08.30 Uhr. Die Nachmittagssessionen beginnen wie bisher um 13.30 Uhr.

Zusätzliche Siegelungssessionen:

An den Tagen, wo keine Endowmentsessionen stattfinden, werden zusätzliche Siegelungssessionen durchgeführt, um das Werk zu beschleunigen.

Montag	um 08.15 Uhr und 18.15 Uhr
Dienstag	um 08.15 Uhr
Mittwoch	um 08.15 Uhr
Donnerstag	um 08.15 Uhr und 18.15 Uhr

Erforderlich sind mindestens zwei Paare, und es wird gebeten, darauf zu achten, daß die gleiche Anzahl Brüder und Schwestern kommen.

Es können nach der Session um 08.15 Uhr noch weitere Siegelungssessionen angeschlossen werden.

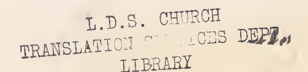
Tempeltrauungen: **Keine**

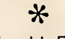
Korrespondenz an:

Swiss Tempel CH-3052 Zollikofen Schweiz
Telephon: 031 - 57 09 12

Was jeder Tempelbesucher wissen muß:

1. Vergessen Sie nie Ihren Tempelempfehlungsschein.
2. Bringen Sie einen korrekt ausgefüllten Familiengruppenbogen mit, wenn Sie Ihre Familie angesiegelt haben wollen.
3. Geben Sie uns frühzeitig Ihre Unterkunftswünsche bekannt und kommen Sie nie später als 20.00 Uhr im Informationsbureau an.





Richard L. Evans

Besinnliche Betrachtung

Ein Mensch, ein Geist, ein Leben

Die folgende Frage aus den Psalmen läßt ein ernsthaftes Suchen erkennen: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst?“ [1] Es besteht kein Zweifel daran, daß der Verstand, der Geist und die Intelligenz des Menschen unbegrenzt sind. Wir brauchen nur daran zu denken, was der Mensch alles schaffen kann: Kunst, Musik, Literatur, Wissenschaft und vieles andere mehr. Ohne Zweifel ist der Mensch der wunderbarste Mechanismus auf Erden, er hat einen Körper, besitzt Verstand und Geist — sein Aufbau und seine körperlichen und geistigen Funktionen sind wunderbar: er kann wachsen, denken und fühlen. „Wer gibt die Weisheit in das Verborgene“, fragt der Herr den Hiob, „wer gibt verständige Gedanken?“ [2] Wer hat dem Körper Weisheit gegeben, sich selbst zu heilen? Wenn wir daran denken, daß der Mensch die Macht hat, logisch zu denken, zu lernen, zu urteilen, zu entscheiden, sich an Vergangenes zu erinnern und für die Zukunft zu planen, dann erfüllt uns Ehrfurcht vor dem Menschen; doch noch mehr erfüllt uns Ehrfurcht vor seinem Schöpfer und allem, was Gott uns gegeben hat. Und wir werden durch die Tatsache zur Besinnung gebracht, daß dieser Leib, dieser Geist uns hier auf Erden nur einmal gegeben werden. Wir müssen ein Leben lang damit auskommen. Man kann sich nicht vorstellen, daß ein vernünftiger Mensch eine teure Maschine absichtlich zerstört. Wieviel unvernünftiger ist es dann, absichtlich den Körper zu mißbrauchen, etwas zu sich zu nehmen, was seine Funktionen schwächt und ihm schadet. Welch ehrfurchtslose Verschwendung ist es, den Körper zu entstellen oder den Geist zu verstümmeln, das Zusammenwirken der Körperfunktionen oder das Bewußtsein zu schwächen oder unseren Blick zu trüben, so daß wir nicht mehr erkennen, wenn wir uns selbst oder anderen schaden. Jeder hat nur sich selbst — ein Mensch, ein Geist, ein Leben. Das Erdenleben verstreicht so schnell, und die Ewigkeit ist so ewig lang; und wenn man Leben, Geist und Erinnerungsvermögen, Fähigkeiten, Entschlußkraft, unbegrenzte Möglichkeiten und all die wunderbaren Körperfunktionen erhalten hat, warum sollte man so kurzsichtig, so undankbar und selbstzerstörerisch sein und auf eine Weise handeln, daß man keine reinen und klaren Gedanken mehr hegen kann und kein reines Gewissen hat, daß man seine Gesundheit schädigt, keinen Frieden findet und sein Leben vergeudet? Warum sollte man nicht so leben, daß man Frieden findet und sein Leben nutzbringend gestaltet — im Rahmen der Naturgesetze und der göttlichen Gesetze, die Gesundheit und Glück schenken — und im Rahmen der Landesgesetze? Ohne Gesetze gäbe es kein Leben. O

[1] Psalm 8:5

[2] Hiob 38:36

